13/1986 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Am Tag, als die Brücke kam...

FW-Reporter am Kai von Klaipeda

Das Testament des Kaufmanns

Geschichten um die Tretjakow-Galerie

Zart am Wind

Tanja beim Balanceakt auf der Moskwa

Verkehr
Die Brücke für Klaipeda – Report vom Fährhafenbau am Kurischen Haff **Seite 4**

Streiflicht
Forscher der DDR und der Sowjetunion in der Antarktis **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Wirtschaft
Fotografisches Schichtprotokoll aus dem NARVA-Kombinat **Seite 16**

Tourismus-Gespräch
Das Gesicht der Erde **Seite 20**

Natur und Umwelt
Polnisches Reservat für Fledermäuse **Seite 22**

Memoiren
Erinnerungen von Wolfgang Langhoff **Seite 26**

Serie
Tatsachen, Hintergründe, Personen aus der Geschichte der Abrüstung **Seite 28**

Literatur
Gorki in Nishni Nowgorod **Seite 30**

Leseraussprache
Stammkundschaft – Sowjetliteratur **Seite 33**

Erzählung
Michail Kusmin: „Die platonische Charlotte“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Das Tierhäuschen **Seite 40**

Freizeit
Surfen auf der Moskwa **Seite 42**

Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten **Seite 43**

Leserforum **Seite 44**

Bildende Kunst
Die Tretjakow-Galerie **Seite 46**

Nikaragua
Gegen kleine Schieber **Seite 52**

Sport
Klub der Hunderter – sein jüngstes Mitglied: Oleg Blochin **Seite 54**

Titelfoto:
Volkmar Billeb fotografierte in einer Bucht der Moskwa Tatjana vom Surfklub „Strelka“

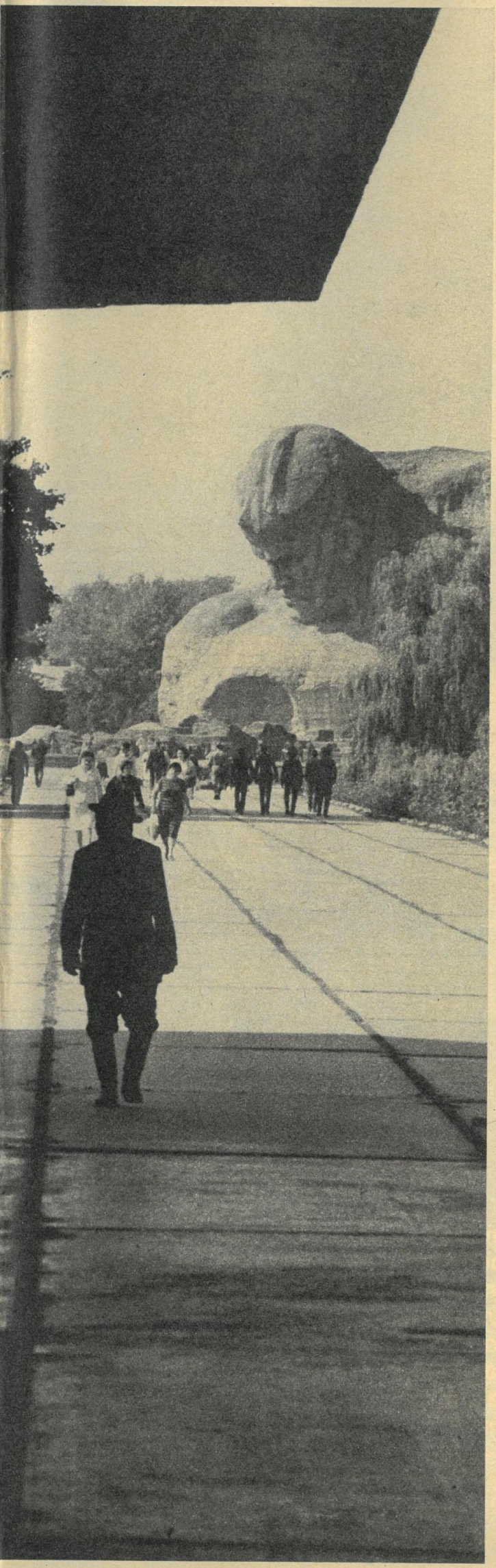
Redaktionsschluß für dieses Heft: 16. 6. 1986

Am Kilometer Null

An dieser Stelle beginnt die Sowjetunion. Der junge Grenzer auf seinem Posten am Stadtrand von Brest heißt Wladimir Wolkow. Aber was sagen schon Namen? Genauso hätte hier ein Fomin, Naganow, Subatschow oder Schablowski stehen können – Namen, wie sie zu Hunderten in der Sowjetunion zu finden sind. Namen, wie sie zumindest jeder Brester kennt, denn Straßen ihrer Stadt sind nach ihnen benannt. Die Männer, die diese Namen trugen, standen an dieser Grenze – vor genau 45 Jahren. Auch Wladimir Wolkow weiß von ihnen und von noch vielen, deren Spuren sich wenige hundert Meter weiter in Stein gegraben haben (Foto rechts: Am Ehrenmal). Dort, am Zusammenfluß von Muchawez und Westlichem Bug, sprechen Ruinen und Trümmer der einstigen Festung noch heute vom Kampf dieser Männer am Kilometer Null ihrer Heimat. Nach dem Willen der faschistischen Eindringlinge sollte dieser Punkt bis hinter den Ural verlegt werden. Doch schon in Brest, wo der Begriff Festung nur noch eine historische, kaum aber militärische Bedeutung hatte, ging die Rechnung nicht auf. Einen Monat lang hinderten knapp 4000 sowjetische Kämpfer über 17 000 Soldaten der deutschen Wehrmacht am Weitermarsch gen Osten. Die Verteidiger, die überlebten – nur wenige waren es –, ritzten in die Mauern: „Wir kommen wieder!“ Und sie kamen wieder. Genau drei Jahre später begrüßten nur noch 10 000 Einwohner in den Trümmern ihrer Stadt die Befreier. Vor dem Krieg lebten 50 000 Menschen hier. Der Gefreite Wladimir Wolkow kennt Brest indes nur als blühende Stadt. Auf mehr als 200 000 ist deren Einwohnerzahl bis heute geklettert, und jedes Jahr können sich etwa 1500 Familien über die Schlüssel für eine neue Wohnung

freuen. Nach dem Krieg entstanden außerdem ein Theater, zwei Hochschulen, sieben Fachschulen und und und... Als Eisenbahnknotenpunkt ist Brest wieder eine der größten Grenzstationen Europas. 2500 Waggons werden im Durchschnitt täglich abgefertigt, rund zehntausend Tonnen Fracht rollen hier über die Schienen. Auf dem Passagierbahnhof werden in 24 Stunden fünfzehn Züge auf die richtige Spur gebracht – mit Hilfe einer Anlage, die in Gemeinschaftsarbeit zwischen der DDR und der Sowjetunion entwickelt wurde. Die Achsen der Waggons wechseln dabei entweder auf die breite sowjetische oder die schmalere Spur um, wie sie jenseits der Grenze üblich ist. Mit der Bahn kommt auch die Mehrzahl der Gäste in die Stadt, anderthalb Millionen in jedem Jahr. Gleich hinter der Brücke über den Bug, in Sichtweite der Festungsruinen am Kilometer Null, spannt sich über die Gleise ein Tor, auf dem manch ein Besucher zum ersten Mal kyrillische Buchstaben sieht, die ausdrükken, was wir heute brauchen wie die Luft zum Leben: MIR – FRIEDEN.

Hajo Obuchoff (Text)
Grigori Paschkow (Fotos)



Der Ruf aus Budapest

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

„Im Osten nichts Neues", schrillte zunächst der Routine-Ruf. Dann besann man sich, las, prüfte. Und fand doch Neues.
Und das findet Widerhall wie noch nie.

Nicht bei allen, versteht sich. Es gibt Unbelehrbare. Der Komplex der Militärisch-Industriellen behindert Hör-, Seh- und Denkvermögen. Und seine Marktschreier leiden nun mal unheilbar an Maul-Diarrhöe.

Aber die Bürger in beiden deutschen Staaten, die Europäer in West und Ost interessiert es, wenn Mittelstreckenraketen abgebaut, Streitkräfte reduziert, die konventionelle Rüstung vermindert werden sollen. Bei Gleichheit und gleicher Sicherheit. Denn beide Seiten haben ein Recht auf Sicherheit, das berücksichtigt werden muß.

Das Wichtigste allerdings ist der Teststopp. Ohne Tests keine neuen nuklearen Waffen. Ein allseitiger Teststopp – von der Sowjetunion seit fast einem Jahr vorgeleistet und bis zum Gedenktag an Amerikas Atombombe auf Hiroshima verlängert – wäre der effektivste Schritt zur Rüstungsbegrenzung. Man brauchte ihn nur nachzuvollziehen. Eine Welt ohne Tests wäre eine Welt ohne weitere Kernwaffen. Wer auf den Test verzichtet, will keine Kernwaffen. Allerdings gilt auch umgekehrt: Wer testet, will neue Kernwaffen: Wozu?

Da wären Salt-2 und ABM hinderlich. 1979 und 1972 zwischen der UdSSR und den USA abgeschlossen, sollen strategische Offensivwaffen begrenzt werden, beziehungsweise Raketenabwehrsysteme – ob mobil, see-, luft- oder weltraumgestützt – verboten sein. Warum wollen Weinberger und Reagan beide Verträge mißachten und zerstören? Grenzt es nicht an Wahnsinn, was in Sachen Rüstungsbeschränkung schon erreicht wurde, aufzugeben?

Die Havarie von Tschernobyl – und die im Zusammenhang damit erneut offenbar gewordenen Havarien von Harrisburg, Nevada, Hamm und wo noch überall Strahlen entwichen – wurde zu einem Prüfstein der Moral: Hetze, Verleumdung und Panikmache – oder internationale Zusammenarbeit, damit die Menschheit auch die neue Produktivkraft Atom völlig in den Griff bekommt? Sich damit begnügen: Ein Unglück ist geschehen – oder weiterdenken, nachdenklich werden: Was wären solche auf die Dauer vermeidbaren Havarien gegen die Folgen einer nuklearen Explosion? Wie sähen Mensch und Erde aus, wo blieben sie, wenn es zum Krieg der Sterne käme? Also aus einem Unglück den verstärkten Ansporn gewinnen, alles zu tun, damit Frieden bleibt – am Himmel wie auf Erden!

Die Vorschläge aus Budapest sind dazu angetan, daß jeder – unabhängig von Weltanschauung und Glauben – am Kampf um Rüstungsstopp, Rüstungsabbau und Abrüstung teilnehmen kann.
Bertolt Brecht sagt:

... Wieviel
Nötig ist, die Welt zu verändern:
Zorn und Zähigkeit, Wissen und Empörung,
Schnelles Eingreifen, tiefes Bedenken,
Kaltes Dulden, endloses Beharren,
Begreifen des einzelnen und Begreifen des Ganzen:
Nur belehrt von der Wirklichkeit, können wir
Die Wirklichkeit ändern.

Deshalb versuchen Menschenfeinde, die Wirklichkeit zu vernebeln und auf den Kopf zu stellen. „Wer auf Konfrontation, atomare Hochrüstung und das Streben nach militärischer Überlegenheit setzt, spielt mit der Existenz der Menschheit", sagte Erich Honecker in Budapest; „Deshalb bekennen sich unsere Staaten so nachdrücklich zu einer Politik der Vernunft und des Realismus." In Karl-Marx-Stadt – auf einer Wahlversammlung – stellte er fest: „Die Welt von heute ist noch immer keine Welt stabilen Friedens." Und er nannte Roß und Reiter: „Wegen des Kurses der Hochrüstung und der Konfrontation, von dem maßgebliche Kreise der USA und der NATO nicht abgehen, dauert die ernste Zuspitzung der internationalen Situation an." Dann aber die dialektische Einheit: „Noch niemals zuvor waren auch die Kräfte so stark und im Wachsen begriffen, die entschlossen sind, eine solche Katastrophe zu verhindern."

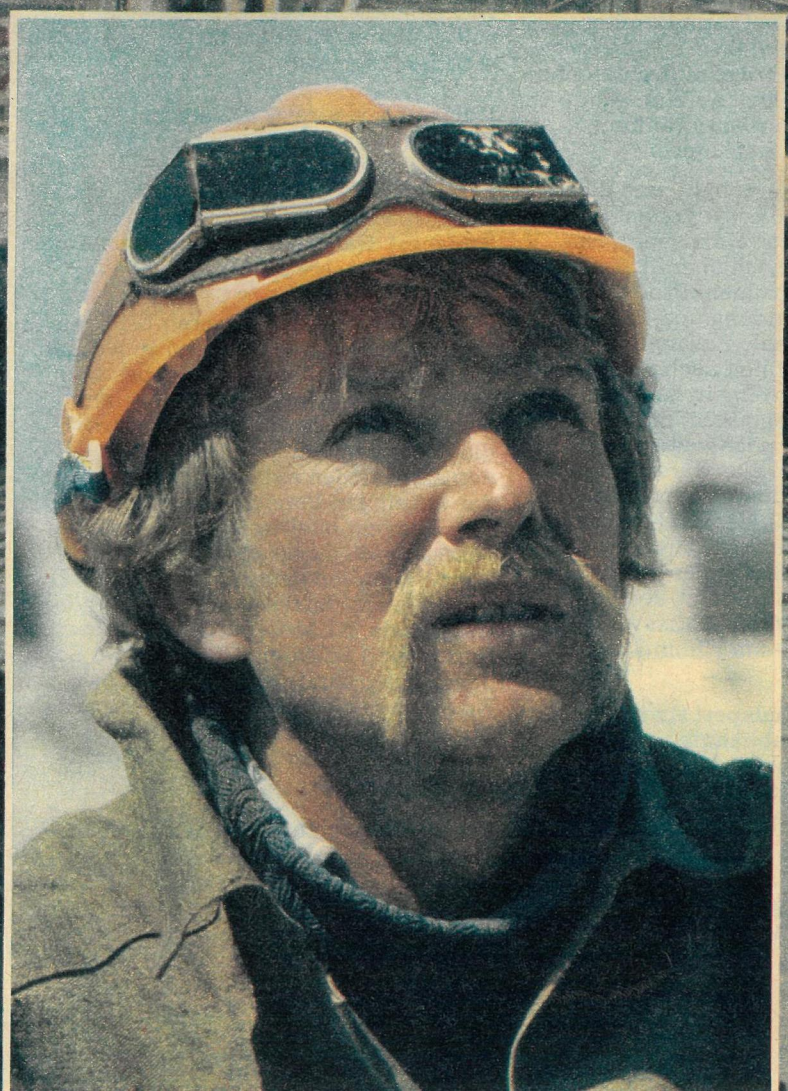
Zweierlei ist also nötig: Die Wirklichkeit zu verstehen und verständlich zu machen. Und Kräfte und Wege zu zeigen und freizulegen, die bewirken, daß im Jahr 2000 die Welt frei ist von allen Atomwaffen; daß vom Atlantik bis zum Ural die konventionellen Waffen und Streitkräfte bedeutend verringert sein werden.

Dafür haben wir das klare wegweisende Programm auf den Tisch gelegt: Unsere sowjetischen Freunde auf ihrem XXVII. Parteitag, wir auf unserem XI. Parteitag, die sozialistischen Staaten gemeinsam jetzt in Budapest. Dafür haben wir übrigens auch am 8. Juni unsere Stimme gegeben.

Und damit – wie mit unseren Erfolgen – helfen wir, das Weltgewissen zu wecken, damit es die Weltentwicklung bestimmt. Dabei bedarf es weder eines bestimmten Parteibuchs noch des Gebetsbuches. Für die Erhaltung von Salt-2 und ABM, für einen allgemeinen nuklearen Teststopp, für den allseitigen Verzicht auf den atomaren oder konventionellen Erstschlag, gegen Nuklearwaffen oder einen Krieg der Sterne kämpfen heute Genossen und Bundesminister, Pfarrer und NATO-Regierungschefs, Wissenschaftler und Arbeiter, Bauern und Soldaten, Christen und Sozialdemokraten, Ärzte und Unternehmer. Die Koalition der Vernunft wächst aus der Erkenntnis, daß das nukleare Inferno nicht unterscheiden würde, ob der Verbrennende flucht oder betet.

Frieden ist machbar. Frieden ist nicht mehr das Produkt von Waffen, sondern das Ergebnis von Politik. Welche Politik ihn bewirkt, ist im Kommuniqué und im Appell von Budapest nachzulesen. Als Anleitung zum Handeln.

FREIE WELT EXKLUSIV



Die Tage bis zum Start zählen rückwärts — wie beim Countdown. „Noch 144 Tage…“ zeigt der Bauplatz-Kalender (Bild oben). Der Tag Null wird Tag der Premiere sein: die Eröffnung der Fährlinie Saßnitz/Mukran — Klaipeda im kommenden Herbst. FREIE WELT hatte an Rügens Küste gesehen, wie die gigantischen Brükkenträger für Klaipedas erstes Seeportal verladen wurden und ihre Reise übers Meer begannen. Am Ufer des Kurischen Haffs erlebten wir ihre Montage — in Stunden, Tagen voller Dramatik. Wir begegneten Menschen, die mit Energie und Engagement das bisher größte Integrationsobjekt im Verkehrswesen unserer beiden Länder in die Wirklichkeit versetzen.

Ramjan Brazos, einer aus der Baubrigade „Fritz Schmenkel“!

Klaipedas „heiße Phase"

Ein Bericht von
Helmuth Pelzer (Text)
und Volkmar Billeb (Bild)

Klaipedas „heiße Phase“

Die Stadt hat sich beim blauen Dämmern des Morgens in mehreren heftigen Regengüssen gebadet. Dunst und Wolken hängen tief. Wir sind auf der Baustelle am Kurischen Haff. Ein graublaues Ungetüm schiebt sich von der Stadt-Uferseite her über das graugrüne Wasser. Genauer: das Ungetüm wird geschoben und gezogen, von vier Schleppern bugsiert. Vorn legt sich der kleine, fauchende „Burun“ (benannt nach dem altslawischen Gott von Donner, Blitz und Sturm) besonders tüchtig ins Zeug. Es ist 9.52 Uhr, als der schwimmende Verband im Fährbecken stoppt – unmittelbar vor den beiden ragenden Hubtürmen; Klaipedas Fährbrückenportal.

Spannung der ersten Stunden...

„Bis morgen früh – am Ufer!“ hatte Kestutis Valiulis, Direktor des Fährhafenbaus, gestern zu uns gesagt, als wir uns nach einem ersten Gespräch im Hochhaus der Seereederei voneinander verabschiedeten. Vorhin am Fährkanal eingetroffen, spähten wir nach ihm aus, darauf vertrauend, daß seine hochgewachsene Gestalt keinesfalls zu übersehen sein kann. „Sie kommen gerade im richtigen Moment – gleich geht's hier rund!“ sagte er, als wir ihm direkt in die Arme liefen, und hast du nichtgesehen war er in der Menge von Leuten und Gesichtern wieder verschwunden.

Wir sind über die Eisensprossen eines Leitergerüsts zu einer Betonhochbrücke hinaufgestiegen, postieren uns bei den anderen auf dem vordersten Träger. Da taucht Direktor Valiulis neben uns auf, gefolgt von seinem Chefingenieur Roschkowski. Die beiden Männer blicken ernst. „Wir wollten Zeit gewinnen. Deshalb haben wir das Verholen gestern Abend schon mal begonnen. Aber beim Einschwenken des Pontons gab's ein paar Kratzer an der Pier. Darum verschoben wir die Aktion lieber auf den Morgen“, erklärt uns Kasimir Roschkowski, damit wir die Unruhe, die nicht nur sie beide erfaßt hat, besser verstehen. Rufe schallen hinüber zu den Männern auf dem Ponton, Rufe hallen von seinem Deck herauf zur Hochbrücke. Im Minilautsprecher eines Sprechfunkgeräts, das einer in der Runde der Dirigenten geschultert hat, scheppert eine Stimme. Die Worte verstehen wir nicht, doch an Klang und Lautstärke ist zu hören: Hier ist Spannung im Spiel.

Nicht anders war es vor Wochen an Rügens Küste, als die Mukraner ihre erste Fährbrücke montierten. Und erst um die Mitte der vorigen Woche hat ein FW-Bildreporter tagelang mit der Kamera beobachtet, wie Dessauer Stahlbauer an der Prorer Wieck, am Kai von Saßnitz/Mukran, die beiden gigantischen Brückensektionen, vereint über 1000 Tonnen Last, in kompliziertem, zeitaufwendigem Manöver auf den Spezialponton verluden (siehe: FW, Heft 11/86 „Die Brücke schwimmt“). Vordem war der Ponton „TMI-4“, beheimatet im Donau-Hafen Izmail, per anderthalbmonatiger Schlepperreise rund um Europas Küsten gefahren, um für Klaipedas Fährhafenbau den schwierigen Seetransport zu meistern. Vorgestern, beim ersten Licht des Tages, schwamm er – am Haken des Seeschleppers „Hermes“ – endlich aus dem wellenbewegten Wasser der Ostsee ins Fahrwasser des Haffs. Die restlichen zehn Kilometer fuhr er bereits im Windschutz der Kurischen Nehrung.

„Wir kennen selbstverständlich die Erfahrungen, die unsere Kollegen in Mukran bei der Montage ihrer Brücke gesammelt haben. Nun müssen wir beweisen, daß wir es auch können!“ sagt Fährhafen-Baudirektor Valiulis. Wir halten uns, so gut es geht, an seiner Seite, sind längst wieder unten am Kai. Er spricht mit diesem, wird von jenem gefragt. Bei dieser Gelegenheit läuft uns Ernst Schulze in die Quere, der stämmige Dessauer mit dem anhaltinischen Dialekt im Sprachklang. Ernst Schulze ist Chefbeauftragter des Hauptauftragnehmers Stahlbau Dessau der Deutschen Reichsbahn, Leiter des kleinen DDR-Kollektivs in Klaipeda. Er setzt uns ins Bild, was in den nächsten Stunden auf dem Bau- und Montageplatz geschieht: „Die Fuhre hat erst mal Halt gemacht. Von jetzt an wird's schwierig. Die Ballasttanks müssen so umgeflutet werden, daß der schwimmende Träger mit der starren Brücke in gleiche Höhe kommt. Ihr werdet's ja sehen.“

Das weitere Einschwimmen des schwerlastigen Pontons vollzieht sich von nun an langsamer noch als im Tempo der Zeitlupe – anfangs meterweise, bald Dezimeter für Dezimeter. Um 11.00 Uhr hat sich der vorn liegende Brückenträger – künftig oberer Überbau der Fährbrücke – mit seiner stählernen Stirn bis auf drei, vier Mannslängen den Betonsegmenten der Hochbrücke genähert.

Einer ruft vom Pontondeck zum Ufer: „Wieviel Differenz nach oben?“ – „Anderthalb, zwei Meter!“ „Bist du von Sinnen? Du sollst nicht schätzen – sondern messen!“ Der solcherart Aufgeforderte eilt zu seinem Nivelliergerät, liest präzise ab, ist offenbar sauer, denn er schreibt die Zahlen auf ein Stück Papier, läßt es an Deck reichen. Ein Monteur im blauen Overall, einer mit Gardemaß und Bärtchen, nimmt es in die Hand. Seine Kollegen kommen dazu, und sie beraten...

Mittagspause.

Lösungen mit Weltneuheit

Ernst Schulze hat uns zum Aufmuntern einen starkgebrauten Kaffee versprochen, hat ihn wohl selber nötig, denn er ist seit dem Morgengrauen auf den Beinen.

Als wir ins Zimmer seines Barakken-Büros treten, sitzt Teamchef und Reichsbahnoberrat Schulze am Schreibtisch, telefoniert: „Wir stehen mit dem Überbau sechs, sieben Meter vor dem Widerlager, wir müssen heute einhängen, und da will uns daheim einer auf die Rolle schieben!“ wettert er ins Telefon. Es geht in dieser Minute kurz gesagt darum, daß eine bestimmte Berechnung von Gewicht, Lastverteilung und Gegengewichten – nachher beim Einhängen des Brückenträgers dringend benötigt – von jemandem in Dresden prä-

Bewährung bei der Fährbrücken-Montage – gemeinsam und als Partner: Innerhalb einer Woche waren die Brückenträger montiert; nun folgt die „Feinarbeit“ (im Bild, vorn links Dipl.-Ing. Ernst Schulze, Leiter des DDR-Einsatzkollektivs für den Fährbrückenbau in Klaipeda).

Konturen des künftigen Fährhafens: Beton-Hochbrücke und Fährbrükken-Überbau, Dienstgebäude mit Tower – und entfernt die Umrisse der Westwerft. Vom kommenden Herbst an werden Waggons zwischen Land und Fährschiff rollen: 103 vierachsige Breitspurwagen trägt jede Fähre…

Klaipedas „heiße Phase“

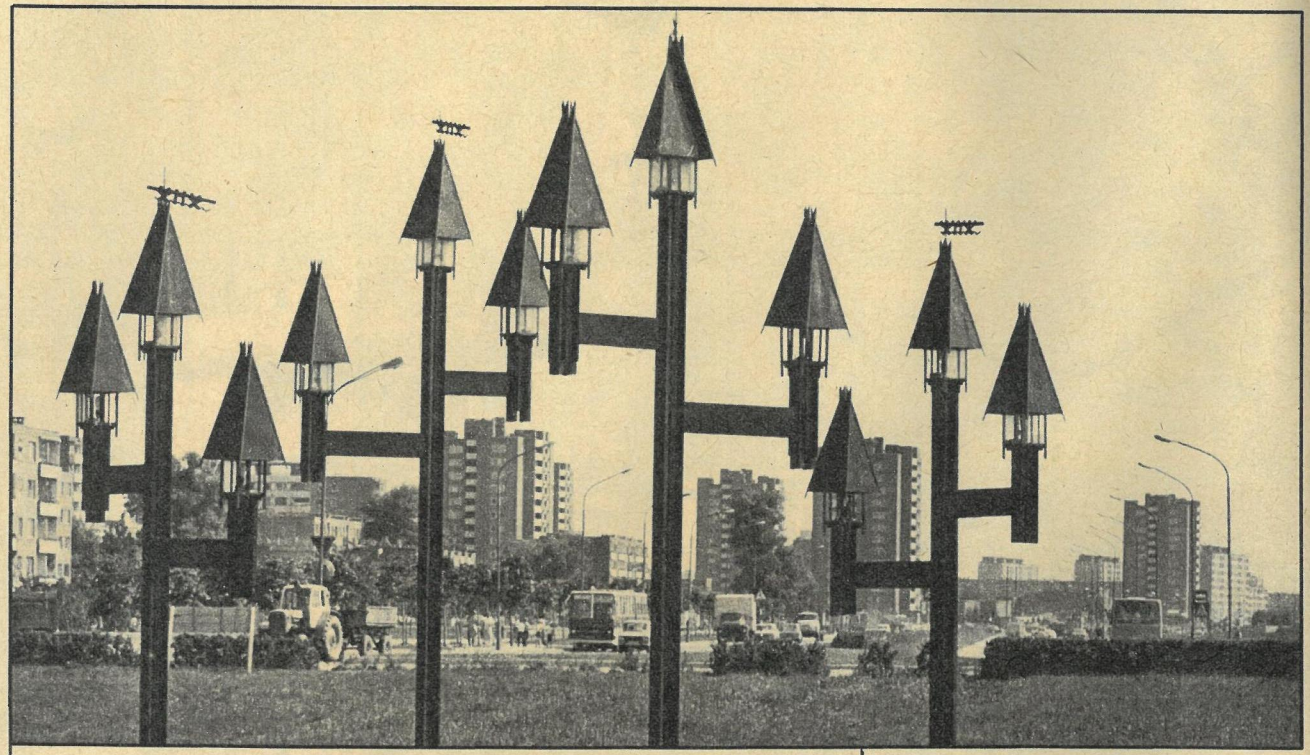
zise ermittelt und unverzüglich übermittelt wird. Der Experte am Elbestrom verlangt dafür unakzeptierbar viel Zeit – zwei Tage. Grimmig knallt Ernst Schulze, sonst ein ruhiger, gelassener Mensch, den Hörer auf. Dann nimmt er gemeinsam mit zwei seiner Kollegen Berechnung und Vollzug „auf die eigene Kappe“. Wie sich zeigen wird: mit Erfolg! Rasch trinken wir den Kaffee. Es zieht Ernst Schulze wieder hinaus zum Montageplatz. „Jeder von uns hier draußen ist so gut wie der eigene Betrieb“, sagt der Hauptingenieur.„Heute früh haben wir begonnen, die erste und schwierigste Hürde zu nehmen. Doch der Weg vor uns ist noch lange nicht glatt.“ Nachher am Kai erzählt er vom rauhen, langen Winter, vom Ausrüstungs-Nachschub, der dennoch zügig über See kam, von den Mühen, bei den Montagearbeiten an den Hubtürmen die vorgesehenen Termine zu sichern, möglichst noch auf Zeitvorsprung zu drängen. „Das wäre aber alles bloß ein schönes Wünschen – ohne unsere sowjetischen Partner. Die Montagespezialisten arbeiten mit großem Einsatz. Keiner schaut auf die Uhr. Überall finden wir offene Ohren. Selbst die kleinste Frage wird nicht aufgeschoben. Wirklich, in allem begegnet man uns mit großer Aufmerksamkeit. Eine Reihe von Arbeitern und Leitern hat die DDR besucht, kennt den Bauplatz auf Rügen. Das hat das Denken, daß wir etwas Gemeinsames schaffen, nach meiner Überzeugung sehr aktiviert.“ Was sein eigenes Kollektiv betreffe, möchte er noch sagen: „Jeder von uns weiß, hier geht es um eine interessante ingenieurtechnische Aufgabe und um Lösungen, die beim Fährbrückenbau in der Welt bisher einmalig sind. Das Wichtigste dabei: die Waggons werden in zwei Etagen rollen. Das macht Spaß, das motiviert. Selbst, wenn's zwischendurch auch mal ‚dicke' kommt…“

Rückblicke – und Rundblicke

Es ist Nachmittag geworden. Wind griff nach den Wolken, trieb sie landein. Strahlend steht die Sonne am Himmel. Dennoch, oder eben deswegen, liegt Dunst über Haff und Küste. Wir ersteigen mit Kestutis Valiulis Treppen in einem der Hubtürme, vorbei an armdicken Drahtseilen und massigen Gegengewichten, gehen mit ihm durch einen kabinenartigen Raum – den Steuerstand der Fährbrücke, vollbestückt mit Schaltschränken und -pulten, Knöpfen für Elektronik. Dann stehen wir draußen auf dem brückenähnlichen Übergang zwischen den beiden Türmen. Ein Dutzend Meter unter uns nach beiden Seiten die jeweils 45 Meter langen Brückensektionen. Vom Pontondeck vernehmen wir das Zischen von Schneidbrennern. Sie trennen die verschweißten, seitlichen Stützen sowie die Prellböcke vom schwimmenden Stahlkörper. Während der Seereise gaben sie den Brückenträgern zuverlässigen Halt. In unserem Blick die Hochbrücke, unmittelbar dahinter auf der dammartigen Erhöhung die Schienenstränge des ersten Rangierparks. Und bis zum Horizont, im Dunst verschwimmend, das sich endlos dehnende Terrain der künftigen Fährhafenbahn Klaipedas.

„Überall war hier bis vor kurzem nur Wasser“, sagt Kestutis Valiulis, und er zeigt hinüber zu einer hohen hölzernen Leuchtbake am Ufer. „Dort stand ich damals, im Januar vor zwei Jahren. Es war sehr kalt und sehr windig. Wir hatten Mühe gehabt, durch das Gestrüpp bis zur Spitze der schmalen Landzunge vorzudringen. An ihrem Ende war sie kaum sieben Meter breit. Keiner von uns konnte sich vorstellen, wie es möglich sein soll, in so kurzer Zeit hier einen Fährhafen hinzubauen. Achtzig Prozent des Geländes mußte aufgespült werden.“

Was in achtundzwanzig Monaten darauf gebaut worden ist, steht festgefügt vor unseren Augen: Beton-Hochbrücke und Gleis-Trassen; zwei backsteingelbe Dienstgebäude, das vordere überragt von einem, weite Sicht aufs Haff-Fahrwasser gebendem Tower, dem Kommandoturm des Fährhafens.



Schon im Juli wird das erste Fährschiff, die „Mukran“, probeweise zu Klaipedas neuem Fährkai kommen – zehn Kilometer haffauf vom traditionsreichen alten Hafen der Seestadt. Die bevorstehende Ankunft bestimmt Tempo und Termine auf dem Bauplatz.

Überlegungen vor Mitternacht

Stunde für Stunde verrinnt. Die Montagespezialisten sind längst dazu übergegangen, Zentimeterarbeit zu leisten. Ohne Hektik. Die Spannung steckt den Männern im Innern, und manchmal zeichnet sie sich auf den Gesichtern. Die Probe aufs Exempel steht bevor: Brükkenträger, Hunderte von Kilometern entfernt in der DDR gebaut, müssen mit Aufhängern und Widerlagern millimetergenau ineinanderpassen. Bis dahin fließt bei den Männern der Montage noch sehr viel Schweiß…

Der Nachmittag geht hin, der Abend bricht an. Um 20.20 Uhr wird der obere Brückenüberbau mit den Hubtürmen, 25 Minuten später mit der Hochbrücke verbunden – fest im „Scharnier“ für undenkbar lange Zeit.

Als es längst dunkel ist und die Uhr bald Mitternacht anzeigt, fragen wir Kestutis Valiulis, was er am Ende dieses anstrengenden, ereig-

Klaipeda – Daten und Fakten

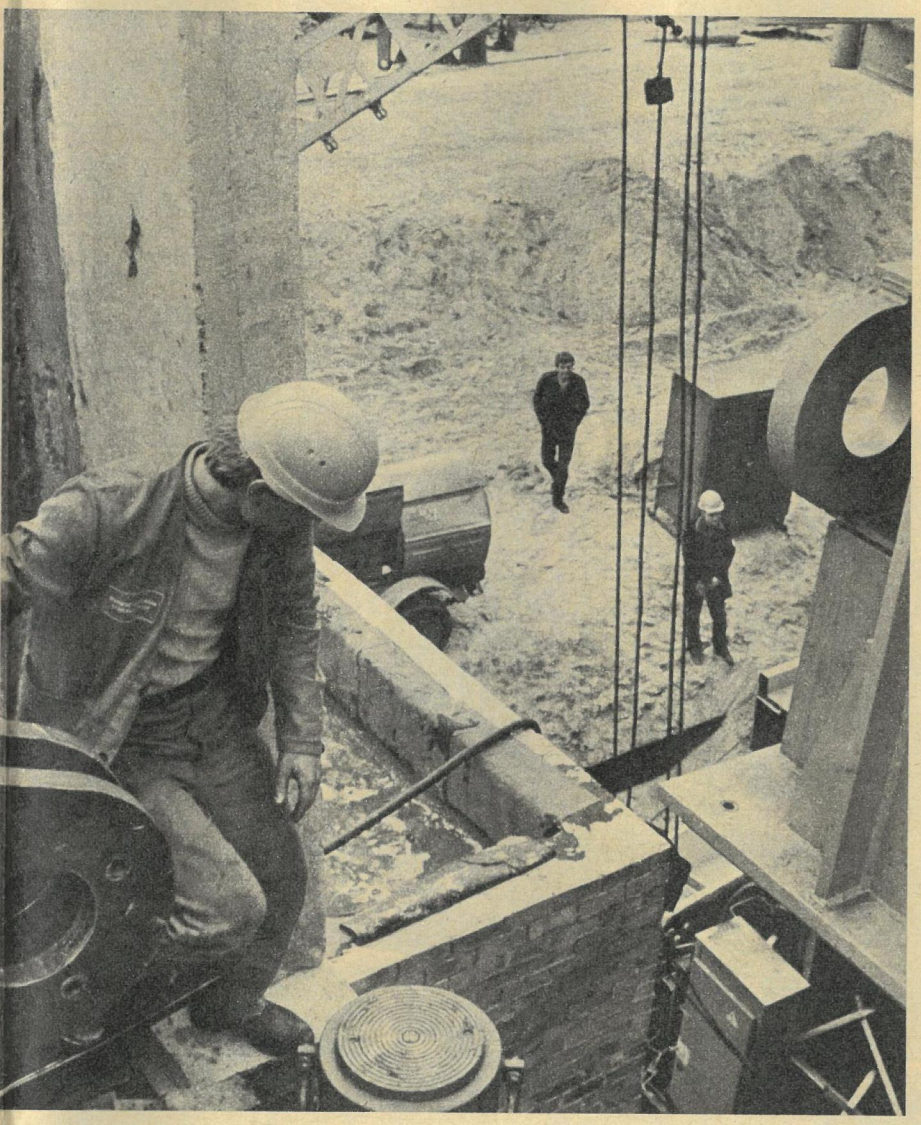
HAFENSTADT KLAIPEDA. Nach Vilnius, der Republiks-Hauptstadt, und Kaunas ist Klaipeda die drittgrößte Stadt Sowjetlitauens. Bei ihrer Befreiung (28. Januar 1945) waren sechzig Prozent aller Häuser vernichtet, die Hafen-, Werft- und Industrieanlagen total zerstört, und die Stadt war faktisch menschenleer. Inzwischen zählt sie über 199 000 Einwohner (die Geburt des 200 000. Stadtbürgers wird noch dieses Jahr erwartet). In Klaipeda leben Angehörige von etwa 70 Nationalitäten der UdSSR. Das Territorium der Stadt, die sich 15 Kilometer längs Seeküste und Haffufer erstreckt, hat sich seit Kriegsende nahezu verdreifacht; im vorigen Jahrfünft wurden rund 10 000 neue Wohnungen gebaut.

KURISCHES HAFF. Es ist durch die 99 Kilometer lange, landzungenartige Halbinsel der Kurischen Nehrung eine seeseits geschützte Binnenbucht; über 1600 Quadratkilometer groß (vergleichsweise die vierzehnfache Fläche der Müritz). Ins Kurische Haff mündet der wasserreiche Neman (litauisch: Nemanus) sowie eine Reihe weiterer Flüsse, unter ihnen die Dane, an der Klaipeda liegt.

LITAUISCHE SEEREEDEREI. Sitz: Klaipeda. Sein Hafen wird „Meerestor der Republik“ genannt. An den 15 Kaiplätzen legen jährlich etwa 2300 Schiffe an – aus 25 Ländern. Jahresumschlag: rund 10 Millionen Tonnen, vorzugsweise Stahl (größtenteils im Export zur DDR), Masut, Chemikalien, Baumwolle, Rohzucker, Getreide, Südfrüchte und Industrieausrüstungen. Mitarbeiter in Hafen und Flotte: ca. 7000. Die Lithuanian Shipping Compagny bereedert derzeit 38 Frachtschiffe, die regelmäßig 130 Häfen in mehr als 20 Ländern anlaufen.

LINIEN-PARTNER. Bereits länger als ein Jahrzehnt besteht eine gemeinsam befahrene Schiffahrtverbindung zwischen Klaipeda und Rostock, insbesondere für den Metalltransport (jährlich rund zwei Millionen Tonnen). Die Eröffnung der neuen Eisenbahnfährlinie Saßnitz/Mukran – Klaipeda (Länge: 506 Kilometer) steht für Anfang Oktober '86 bevor. Noch vorm Ende des Jahrzehnts werden auf ihr sechs Fährschiffe, gebaut in Wismar, verkehren – jeweils drei unter der Flagge der DDR sowie der UdSSR. Künftige Jahreskapazität der Linie: 5,3 Millionen Tonnen.

FÄHRHAFEN KLAIPEDA. Südlich der Stadt auf einer vormals schmalen Landzunge, die durch Aufspülen von 1,5 Millionen Kubikmeter Sand in einer Länge von über einem Kilometer bis zu 300 Meter künstlich verbreitert wurde. Um den Seekanal (Länge: rund 10 Kilometer) für die Fährschiffe zu vertiefen und die Wendeplatte (Radius: 500 Meter) zu schaffen, mußten 3,5 Millionen Kubikmeter Haffboden ausgebaggert werden. Davon wurden 2 Millionen Kubikmeter – Ladung für 4000 mittelgroße Schuten – in der offenen See verklappt.



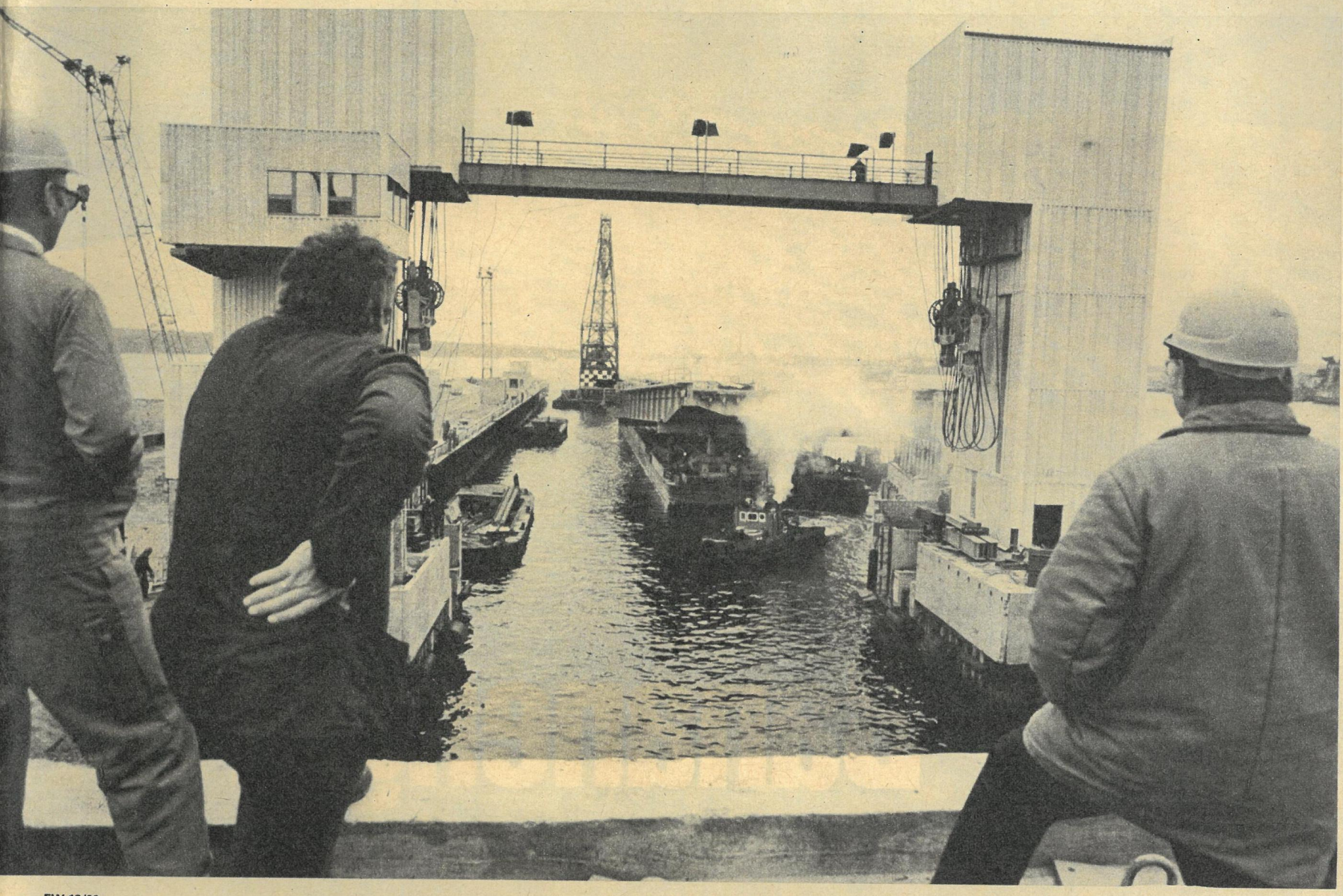
Maßarbeit: bis zum letzten Millimeter, um Träger und Brücke zu verbinden (links).

Manöver auf den letzten Metern: Ponton und Brückenträger schwimmen ins Fährbecken (unten).

nisreichen Tages empfindet. Durch die Gläser seiner randlosen Brille blickt er uns nachdenklich an. „Was soll ich sagen? Mir ist, als ob ich eine große Last verliere, die Sorge um die Brücke. Vor allem ihretwegen bin ich im April nochmals nach Mukran gefahren. Wir haben uns auf ihr Kommen bis ins Detail vorbereitet. Doch ich sag's offen: Wir waren ziemlich unruhig, nachdem wir wußten, daß der Ponton von Mukran abgelegt hatte. Wird das Wetter gut bleiben, das Meer ruhig? Ungeduldig haben wir jede neue Meldung von Bord des Schleppers erwartet. Nun ist das Allerschwerste geschafft. Aber wir wissen, daß uns noch ‚heiße Wochen' bevorstehen. Denn die Funktionserprobungen und die schrittweise Inbetriebnahme der einzelnen Komplexe und Systeme des Fährhafens beginnen erst. Die neue Fährlinie und ihre Häfen werden gebraucht! Ohne sie würde es unmöglich sein, den Güterstrom zwischen unseren Ländern, der von Jahr zu Jahr wächst, zu bewältigen. Noch bis Jahresende sollen einhunderttausend Tonnen Güter auf diesem Weg über See gehen. Das ist unsere gemeinsame Aufgabe. Im nächsten Jahr werden es bereits einskommaeins Millionen Tonnen, im darauffolgenden mehr als zwei Millionen sein. Darum kann es im Wettstreit mit unseren Freunden in Mukran nur zwei Sieger geben. Beim Finish müssen wir Brust-an-Brust ins Ziel gehen."

Postskriptum: Als wir, aus Klaipeda heimgekehrt, zu Hause die Koffer auspackten – am 139. Tag vor Hafen-Premiere – saßen die Männer um Ernst Schulze in ihrem Stadtquartier nahe Meeresküste und Haffufer abends beisammen (und ein paar Flaschen heimatlichen Bieres waren auch dabei). Zuvor aber hatte der Hauptingenieur uns depeschiert: „beide ueberbauten der faehrbruecke befinden sich in der projektlage + der ponton ‚tmi-4' hat das faehrbecken verlassen + die justage der bruecken und ihrer gegengewichte wird bis ende juni abgeschlossen + damit werden wir unser naechstes wettbewerbsziel in gemeinsamer arbeit erreichen + haltet auch ihr, bitte, euer versprechen, zeitschriften und bilder an uns zu schicken ..."

Dieser Beitrag entstand mit freundlicher Unterstützung der Presseagentur NOWOSTI; Mitarbeit: Nina Charitonowa.



Im Bananengürtel

... der Antarktis. Junge DDR-Biologen bei alterfahrenen sowjetischen „Polarniks“

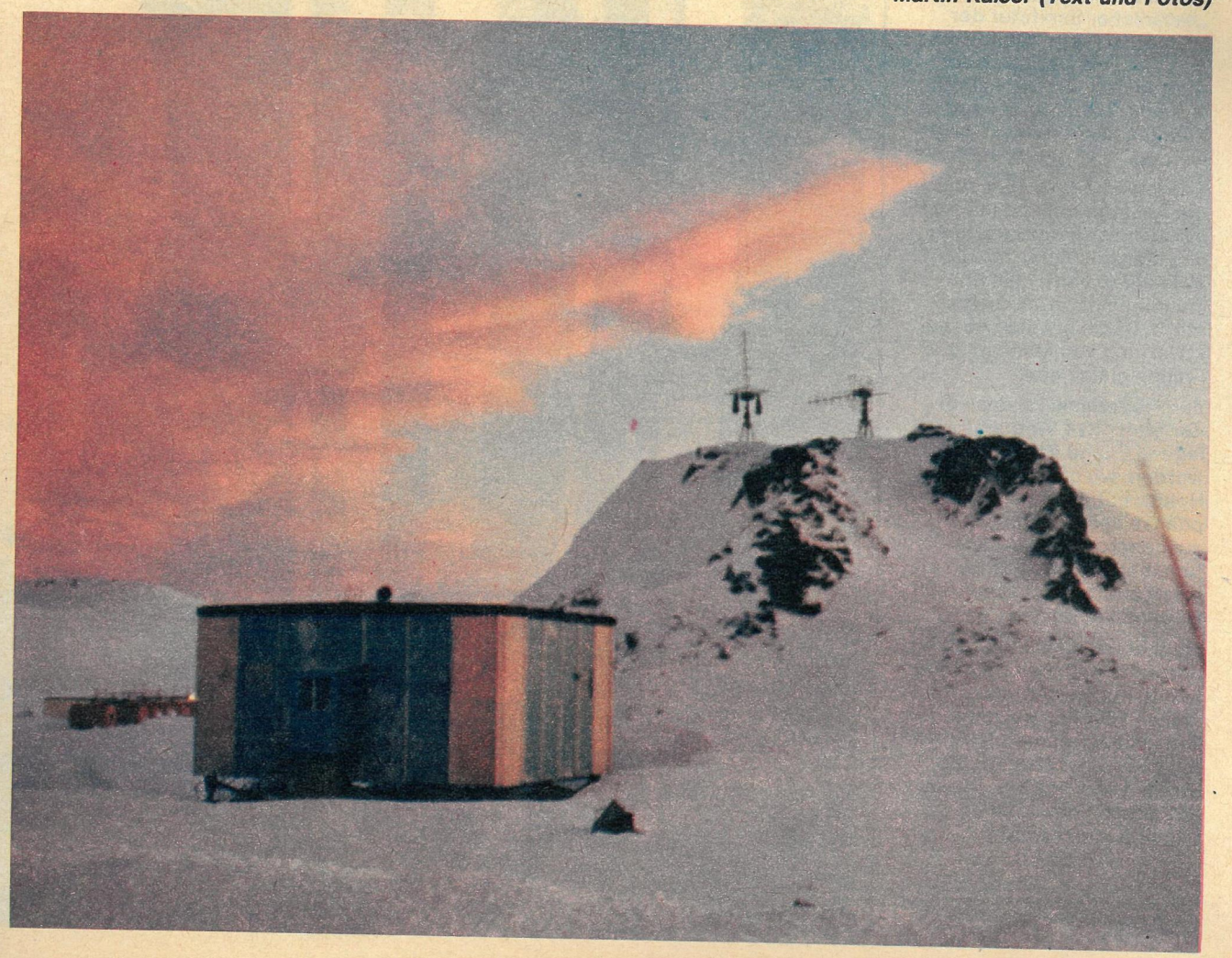
Unbeeindruckt von dem vorüber-surrenden Motorschlauchboot hocken die Pinguine auf den von Sonne und Wind zernarbten Etagen des haushohen Eisberges (links). Die schwarzbefrackten Gesellen haben sicher wärmere Füße als wir in unseren meerwassergetränkten Gummistiefeln; ich spüre, wie die Kälte inzwischen meine Magengegend erreicht... Bei gleißendem Sonnenschein über blauem Meer sind wir gestartet zu den Brutplätzen der Sturmvögel. Doch das Wetter schlägt um. Sofortige Umkehr ist geboten! Innerhalb weniger Minuten wird der „Ausflug“ zu einem Kampf mit den Naturgewalten. Schwarze Wolken ziehen vor die Sonne, das Wasser nimmt eine bedrohliche bleigraue Färbung an. Brecher rollen auf uns zu, salzige Schauer sprühen über die Schlauchwülste, Schneeregen nimmt die Sicht. Unsere ganze Aufmerksamkeit gilt jetzt den schäumenden Wogen und – dem Außenbordmotor.

Der robuste „Neptun“ sowjetischer Produktion läßt uns nicht im Stich, dennoch kommt die Fahrt uns endlos vor, bis am verschleierten Horizont für einen Augenblick die Küste mit den flachen Häusern der Station Bellingshausen, unserer Heimat für 15 Monate, zu erkennen ist. Am Strand erwarten uns nicht nur sowjetische Mitbewohner, sondern auch einige ernste Worte. Im Besitz günstiger Wetterprognosen haben wir beim Aufbruch versäumt, die allerletzte Konsultation einzuholen; vielleicht hätten Andrej und Wolodja, die Meteorologen aus Leningrad, noch warnen können vor gewissen Anzeichen. Abends dann, als die

Wolken wie bonbonfarbene Wattebäusche über der Station hängen, stapfen wir zum „Sputnikhaus“ (unten), besichtigen dort die Satellitenaufnahme des Zyklons, der uns zu nassen Füßen und einem bänglichen Gefühl in der Magengegend verhalf. Und versprechen, unseren Gastgebern keine unruhigen Stunden mehr zu bereiten.

Inzwischen ist die Antarktis für uns Erinnerung. Im kalten Südantillenmeer auf King George Island arbeiten unsere Nachfolger am DDR-Anteil des internationalen Forschungsprogramms BIOMASS, das zur Ermittlung von Tierbeständen in jener entlegenen Weltenecke, zur Aufklärung ökologischer Zusammenhänge bestimmt ist. Eine verhältnismäßig kurze Zeit erst von der Polregion entfernt, ertappen wir uns dabei, daß sich die Sehnsucht meldet nach der unvergleichlichen Luft der Antarktis, nach der Station und den Gefährten, die so viele Erlebnisse mit uns teilten. – Was den geographischen Scherz betrifft, der stammt von einem ergrauten „Polarwolf“, der viele Winter im wahrhaft menschenfeindlichen Inneren des Kontinents verbrachte. Er begutachtete unsere Gestalten auf dem Schiff bei der Hinreise... „Nach den Südshetlands wollt ihr“, sagte er zu uns stolzen Neu-Polarforschern. „Das ist ja der Bananengürtel von Antarktika. Da fährt man zur Erholung hin.“

Martin Kaiser (Text und Fotos)



● Wörtlich

Die Welt bis zum Jahr 2000 atomwaffenfrei zu machen, das ist – vermute ich – schon jetzt der Wunsch von fast jedem, und ich könnte mir ein Leben ohne diese ganzen Bedrohlichkeiten sehr viel schöner vorstellen. Ich habe ein Kind, und insofern ist es vielleicht verständlich, wenn ich sage, daß ich mir das nicht nur für mich selber wünsche, sondern auch für meine kleine Tochter.

Peter Maffay, Rockmusiker, BRD

● Kurz berichtet

In der ČSSR gibt es 100 Grundschulen mit erweitertem Fremdsprachenunterricht. Sie werden vom 3. Schuljahr an von leistungsstarken Schülern besucht. Erste Fremdsprache ist Russisch, ab Klasse 5 kommen Englisch, Französisch oder Deutsch hinzu.

Künftig soll die Verteilung der Wasserversorgung des mittelasiatischen Stromes Syr Darja von einer Computerzentrale in Taschkent gesteuert werden. Ziel dieser Maßnahme ist eine optimale Bewässerung, der sparsame Verbrauch des kostbaren Wassers und damit die mögliche Erweiterung der landwirtschaftlich nutzbaren Flächen.

Im Bieszczady-Gebirge im Südosten Polens leben derzeit über 200 Wölfe. Sie haben nach Auskunft der Forstverwaltung aufgehört, „natürlicher Sanitäter der Wälder" zu sein, haben sich so stark vermehrt, daß der Mensch regulierend eingreifen muß. Trotz vieler Jagden konnten nur 60 Wölfe erlegt werden.

Sowjetische Biologen sind der Ansicht, daß die maximal mögliche Lebenserwartung des Menschen bei 170 bis 200 Jahren liegt, falls er nicht an einer Krankheit stirbt. Dabei sei die Lebenserwartung von Männern und Frauen gleich hoch.

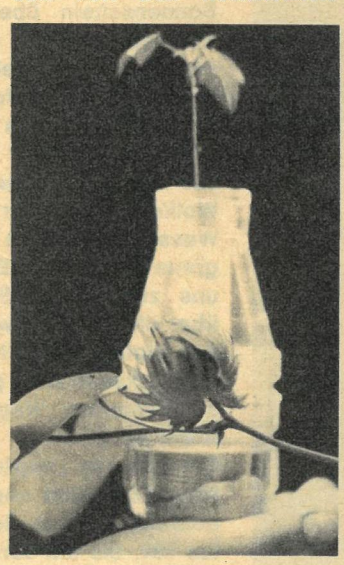
Zur Pfefferinsel ist das vor der Südspitze Vietnams gelegene Eiland Phu Quoc geworden, wo gegenwärtig 300 Hektar mit dieser Gewürzpflanze bestellt sind. Bei ausgezeichneten Vegetationsbedingungen ernten die Inselbauern durchschnittlich 5 Tonnen je Hektar.

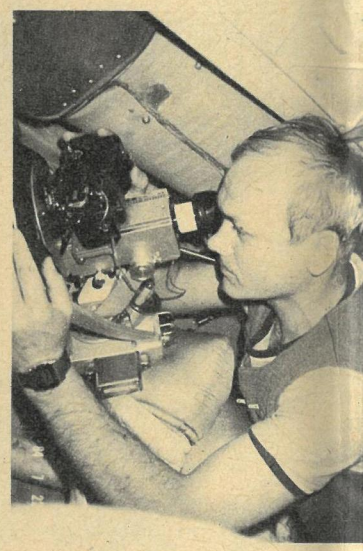
Mehr als fünf Millionen chinesische Haushalte auf dem Lande nutzen das aus organischen Stoffen gewonnene Biogas als Brennstoff. Es ist an die Stelle von Holz, Gesträuch und Stroh getreten, mit denen über Jahrtausende geheizt wurde.

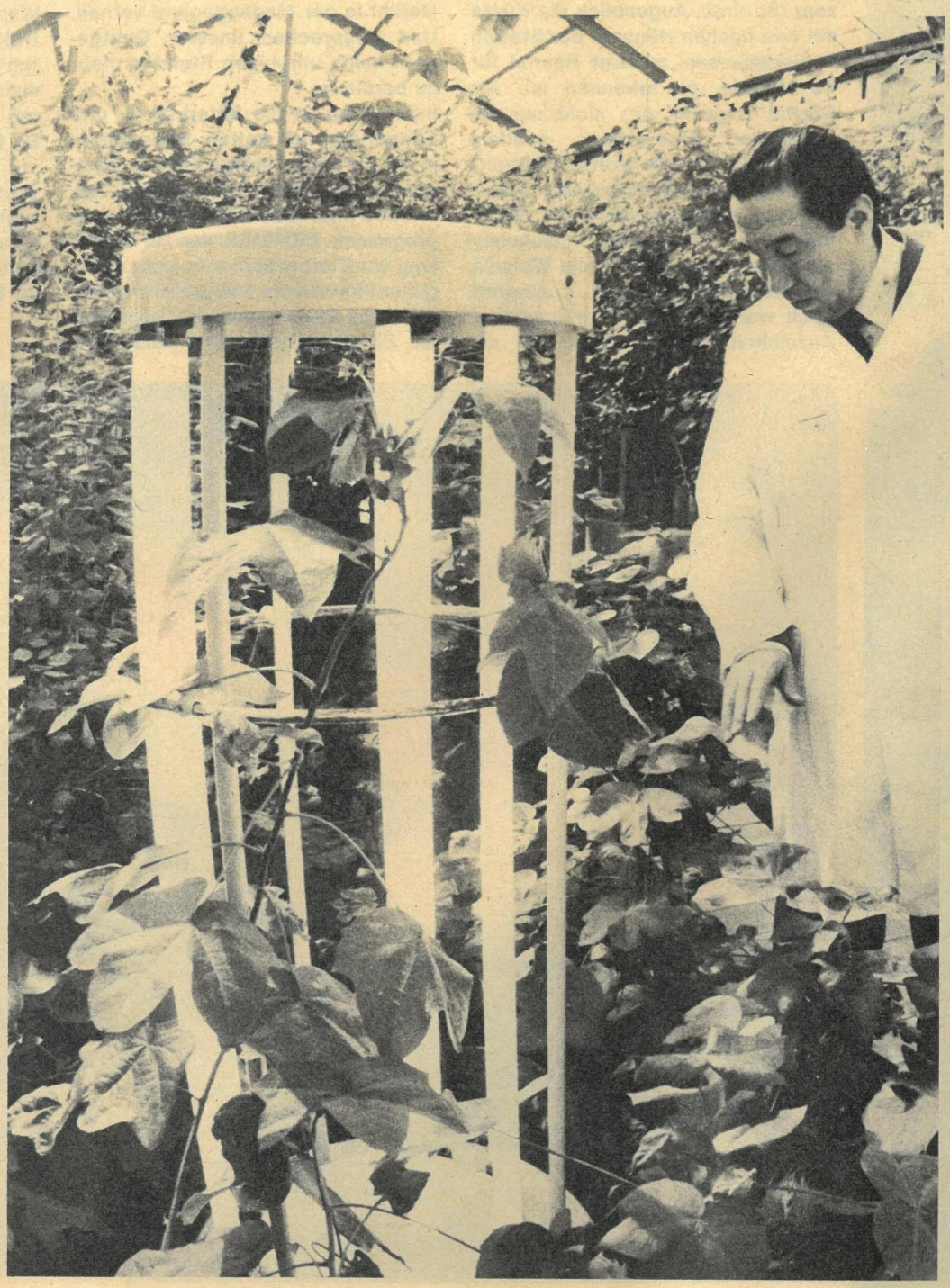
Fotos: E. Schagajew/TASS, Salut 7-Besatzung/TASS

Wolle aus dem All

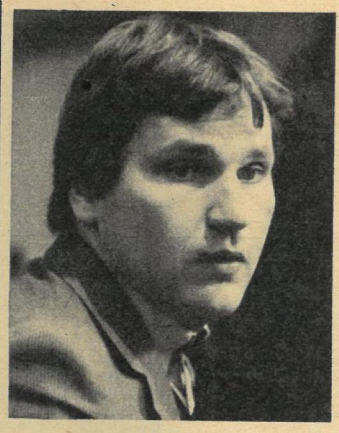
Schwerelosigkeit ist eine Zauberkünstlerin, die vieles verändern kann. Naturwissenschaftler aller Disziplinen sind an dieser Zauberei, die Grundlagenforschung in einem unnachahmlichen Labor ist, brennend interessiert. Sie wollen herausfinden, was mit ihrem Experimentier-Material im Weltall passiert. Wie wirken die kosmischen Kräfte auf Werkstoffe? Wie wirken sie auf Flora und Fauna? Verändern sie biochemische Prozesse und Anatomie? Kann man im All neue Pflanzensorten züchten, die auf der Erde „bessere Gebrauchswerte" und höhere landwirtschaftliche Erträge versprechen? Für die Kosmonauten sind solche Versuche bei Langzeitflügen über Monate neben ernsthafter Forschung willkommene Entspannung. An Bord gezogener Schnittlauch bringt zudem Frische in den Geschmack der Konserven-, Beutel- und Tubenkost. Ein ganz besonderes Pflänzchen war für Wladimir Dshanibekows Kamera über viele orbitale Wochen hin liebstes Motiv. Während seines fünften Weltraumfluges filmte er immer wieder diesen irdischen Sproß in der Schwerelosigkeit. Er brachte etwas Grün in das Weltall-Labor und – zusammen mit Zwiebeln und Orchideen – ein Stückchen vertraute Natur in den Maschinensaal von Salut 7. Während Dshanibekow (Foto rechts) sorgsam über seine Pflänzchen wachte, ihre Lichtzufuhr exakt regelte und jede Wachstumsphase fotografierte, führten Wissenschaftler in seiner Heimat mit derselben Pflanzenart Parallelversuche durch. Der aus Usbekistan stammende Dshanibekow hatte diese Experimente selbst vorgeschlagen: Experimente für die Baumwolle. Der Raumfahrer schien anfangs mit der Wahl des weißen Goldes aus Usbekistan kein Glück im Orbit zu haben. Die ersten beiden Partien von Baumwollpflänzchen verkümmerten in der neuen Umgebung. Sollte sich wiederholen, was bei den vorangegangenen Raumflügen mit anderen Landwirtschaftskulturen passiert war? Gurke, Erbse, Mais und Weizen schienen alle optimistischen Prognosen von den kosmischen Treibhäusern verdorben zu haben und verdorrten nach einer anfänglichen Wachstumseuphorie in der Schwerelosigkeit. Sollte Baumwolle in der Umlaufbahn das gleiche Schicksal erleiden? Dshanibekow ließ sich nicht entmutigen und bestellte neue Pflanzen, die mit dem nächsten Versorgungsraumschiff geliefert wurden. Als Dshanibekow nach über einhundert Raumflug-Tagen zurückkehrte, übergab er im September vergangenen Jahres dem usbekischen Akademie-Institut für experimentelle Pflanzenbiologie zwanzig Baumwollsetzlinge. In altvertrauter Umgebung gediehen die außerirdischen Ankömmlinge üppiger als ihre zu Haus gebliebenen Artbrüder (Foto links: Laborleiter Dr. Aldi-Kadyr Ergaschew). Die Samen von den „Außerirdischen", die jetzt in dem Taschkenter Treibhaus gewonnen werden, sind bereits für eine erneute Aussaat im Kosmos bestimmt. Startet Wladimir Dshanibekow abermals, wird er bei seinem sechsten Weltraumflug wieder weißes Gold im Gepäck haben. Ableger seiner kosmischen Ernte werden in einem speziellen Bio-Labor gezüchtet, das im nächsten Jahr an den Basis-Block der großen Modul-Station „Mir" angekoppelt wird.







Karl-Heinz Eyermann



Ferien bei Freunden

Auskünfte für FREIE WELT gab Aleksander Krasniewski, Minister für Jugendfragen der Volksrepublik Polen

Als Sie die Vereinbarung über den Kinder- und Jugendaustausch für 1986 unterzeichneten, wonach bis zu insgesamt 300 000 Mädchen und Jungen ihre Ferien im Nachbarland verbringen, welche Gedanken bewegten Sie da?

Kurz vor der Unterzeichnung erzählte mir mein Ministerkollege Hans Sattler, daß er 1982 – als das erste dieser Dokumente abgeschlossen wurde – glaubte, sich bei der Zahl 100 000 verhört zu haben, beziehungsweise annahm, daß sich jemand um eine Null geirrt hat. Ich erwähne das hier nur, weil es zeigt, wie perspektivisch dieser Ferienaustausch, den die führenden Repräsentanten unserer beiden Länder vereinbart hatten, vorbedacht war. Als ich das Dokument für dieses Jahr unterschrieb, war mir bewußt, daß damit eine beispiellose Form der internationalen Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Ferienaustausches der Kinder- und Jugendlichen erfolgreich fortgesetzt wird.

Gibt es außer den entsprechenden Briefkontakten noch andere Tatsachen, die deutlich machen, wie sich der regelmäßige Austausch inzwischen bewährt hat?

Ja, es ist beispielsweise bezeichnend, daß sich sehr viele junge Leute mit der Bitte an mich wenden, noch einmal in die DDR zu fahren. Briefe und Wünsche nach neuen Treffen mit Freunden sind indes nur die eine Seite. Meiner Meinung nach ist es vor allem wichtig, daß sich Hunderttausende von jungen Bürgern unserer Länder kennengelernt haben und viele persönliche Freundschaften geschlossen wurden. Die Jugend der DDR und Polens hat gemeinsam gegen die Kriegspolitik des Imperialismus protestiert und ihre Solidarität mit allen um ihre Freiheit und Unabhängigkeit kämpfenden Völkern und Nationen gezeigt. Und: sie hat gemeinsam gearbeitet, oft beispielgebend den Wettbewerb in der Produktion geführt und damit konkrete ökonomische Ergebnisse erzielt.

Möglicherweise wissen Sie aus Gesprächen und Briefen, welche Eindrücke die jungen Leute aus Polen nach ihren Ferien in unserer Republik besonders hervorheben?

Es wird immer wieder die Herzlichkeit betont, mit der die polnische Jugend empfangen wird. Das wunderbare Klima. Viele erinnern sich an das reichhaltige und attraktive Programm, und sie freuen sich vor allem auf die nächsten Treffen mit den Kindern und Jugendlichen der DDR sowie mit denen aus anderen Ländern, die ebenfalls dort ihre Ferien verbringen.

Was erwartet unsere jungen Leute in diesem Feriensommer in der VR Polen?

Wir werden den Gästen unsere Erfolge und Errungenschaften zeigen, aber auch auf Probleme aufmerksam machen. Die beliebten Pfadfinderlager sind bereit; sie haben Aufenthaltsprogramme ausgearbeitet. Eine Neuheit in diesem Jahr ist der im Prinzip ganzjährige Austausch von Berufsschulklassen, der zwischen den Bezirken und Wojewodschaften organisiert wird.

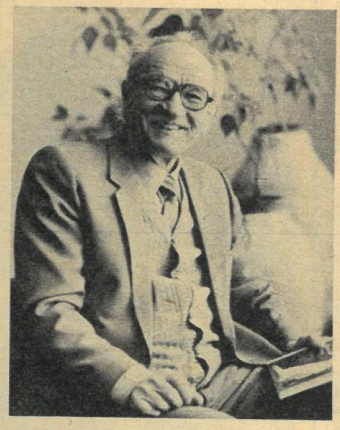
Die Sommerferien stehen zwar noch bevor, danach aber wird auf beiden Seiten von Oder und Neiße von den Erlebnissen erzählt.

Ja, und natürlich wird in allen Wojewodschaften der Ferienaustausch auch ausgewertet. Es gibt Ausstellungen der Mitbringsel, von Fotos und Chroniken. Immer häufiger werden Filme gezeigt, die in den Ferien entstanden. Das alles ist schon eingeplant in den Schulen und Jugendorganisationen. Die Zeitung „Sztandar Mlodych" führt schon seit Jahren einen Wettbewerb „Erinnerungen an die Ferien" durch, und bereits zweimal waren die Preisträger Jugendliche, die ihren Aufenthalt in der DDR beschrieben.

Was sollte man in die Ferien mitbringen?

Neben der unerläßlichen Ausrüstung sehr viel Humor und den Kopf voll interessanter Ideen, vielleicht ein Musikinstrument, ein Liederbuch, ein Handwörterbuch und eine gute Wetterprognose.

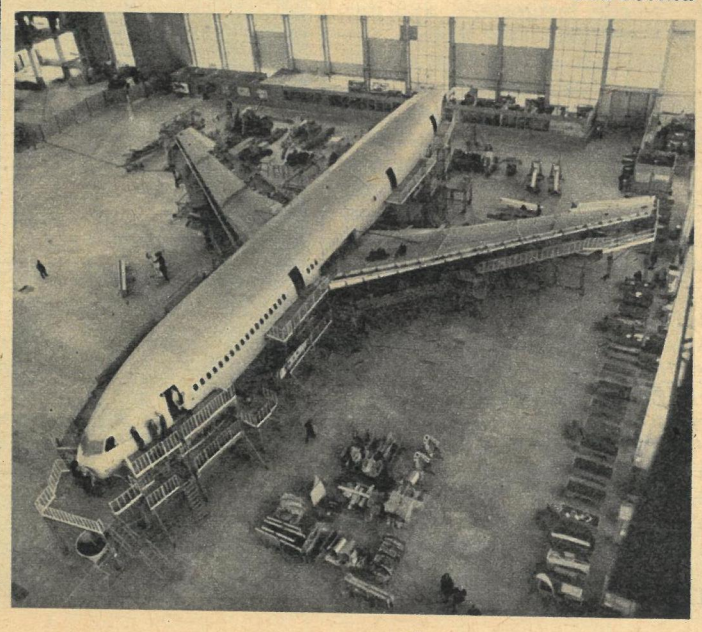
Interview:
Ingrid Kirschey-Feix



Dreimastsegler im Stadtwappen

Unter den ehrwürdigen russischen Städten nimmt Woronesh einen vergleichsweise bescheidenen Platz ein: In diesem Jahr feiert es seinen 400. Gründungstag. Die Woronesher selbst sehen es mit Blick auf ihre Geschichte nicht so streng, weil auch die Historiker, was das wirkliche Alter der Stadt betrifft, noch uneins sind. Die Einwohner zum Beispiel sind stolz darauf, daß ihr Woronesh als Wiege der russischen Flotte in die Analen eingegangen ist. Hier am Don baute Zar Peter I. gegen Ende des 17. Jahrhunderts sein erstes Schiff und öffnete damit dem Land den Weg zu den südlichen Meeren. 200 Schiffe liefen insgesamt vom Stapel. Heute noch erinnern der Dreimastsegler im Stadtwappen, die Erlöserkirche am Fluß und das Denkmal Peter I. an diese Zeit. Heldenhaft bestanden die Woronesher die Prüfungen des Großen Vaterländischen Krieges. 212 Tage und Nächte verlief die Front durch die Stadt, aber es gelang den faschistischen Eindringlingen nicht, sie zu erobern. Doch alle Industriebetriebe und Kraftwerke, 97 Prozent der Wohnhäuser und Gesellschaftsbauten wurden zerstört. Heute ist Woronesh eines der größten industriellen, wissenschaftlichen und kulturellen Zentren der Sowjetunion mit nahezu einer Million Einwohner. Von hier kommen u. a. die Aerobusse vom Typ „IL-86" (Foto unten), Industrieroboter, Rechentechnik der vierten Generation. Jedes siebente Auto und Fernsehgerät, sowie rund die Hälfte aller Aluminiumausrüstungen für die Bauindustrie werden hier produziert. Erzeugnisse mit dem Markenzeichen der Stadt sind in 50 Ländern ein Begriff. Mehr als 60 000 Studenten, darunter zukünftige Spezialisten aus 82 Ländern, lernen an der Staatlichen Universität und den anderen zwölf Hochschulen der Stadt. Hinzu kommen noch 40 Fachschulen mit einem weitgefächerten Programm. Doch auch für die Freizeit hat die Stadt einiges zu bieten, das die Statistik ausweist: 4 Theater, 1 Philharmonie, 7 Museen, 8 große Kulturhäuser, 53 Klubs, 13 Kinos, 418 öffentliche Bibliotheken, 9 Sportpaläste, 7 Stadien, 8 Strände und dazu in der Umgebung weitere 113 Erholungsstätten. Stolz sind die Woronesher auch auf die berühmten Söhne ihrer Stadt. Der Nobelpreisträger und Held der sozialistischen Arbeit, Akademiemitglied Nikolai Bassow sowie die Kosmonauten Feoktistow und Filiptschenko gehören dazu. Und nicht nur die kleinen Woronesher kennen das Kinderbuch von Gawril Trojepolski (Foto oben) „Weißer Bim Schwarzohr". Es wurde in das Unterrichtsprogramm der sowjetischen Schule aufgenommen. In diesem Jubiläumsjahr wurden die Verdienste der Woronesher im Kampf gegen die faschistischen Eindringlinge und die Erfolge beim Aufbau besonders gewürdigt. Durch Erlaß des Präsidiums des Obersten Sowjets erhielt ihre Stadt den Leninorden.

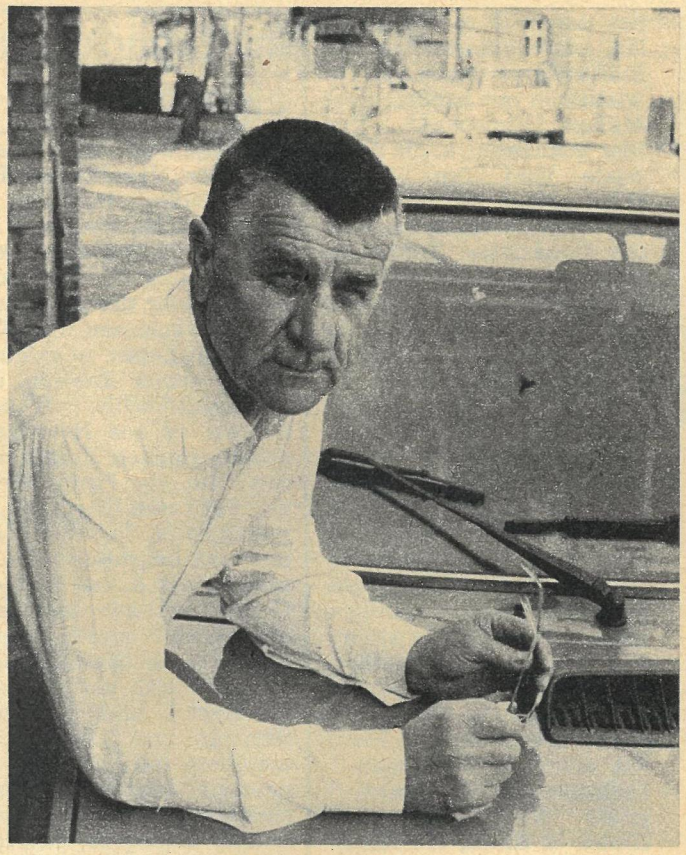
Ina Sotina



Im Gepäck den eigenen Flügel

Der 82jährige, in Rußland geborene Jahrhundert-Pianist Wladimir Horowitz gastierte in Moskau und Leningrad. Es sei eine große Genugtuung für ihn, sagte er, als einer der ersten das Kulturabkommen UdSSR–USA mit Leben zu erfüllen. Neben seiner Ehefrau, der Toscanini-Tochter Wanda, brachte er aus New York seinen eigenen Flügel mit, den ihm die Firma Steinway 1932 zum Geschenk gemacht hatte. So hält er's immer und begründet dies lakonisch damit, daß auch ein Geiger nicht mit einer fremden Geige spiele. Seine Konzerte, in denen er sich mit Scarlatti und Mozart, Schubert und Chopin, Skrjabin und Liszt, Rachmaninow und Prokofjew erneut als „letzter der dämonischen Pianisten" vorstellte, begannen sonntags um 16 Uhr. Zu einer anderen Zeit tritt er schon seit Jahrzehnten nicht mehr auf. Und dann stets in einem längst aus der Mode geratenen Cutaway mit gestreifter Hose. Das „Standing ovation", den auch diesmal nicht ausgebliebenen „stehenden Beifall" für sein hinreißendes Klavierspiel nimmt er als selbstverständlich hin: „Ich stehe ja schließlich auch!" Unmittelbar nach seiner Ankunft in Moskau trieb es Horowitz in die Wachtangowstraße, wo er sich im Skrjabin-Museum an den Flügel jenes russischen Meisterpianisten und Komponisten setzte, dessen Etüden und Préludes er schon als kleiner Junge ohne Blatt spielte, „und der mir eine große Zukunft vorausgesagt hatte". Während seines Aufenthalts in der Sowjetunion heiter gestimmt und sehr zugänglich, gab Horowitz eine kostenlose Konzertprobe für Musiker und Studenten. Dabei sprach er auch über seine fruchtbare Freundschaft zu Sergej Rachmaninow, unter dessen Einfluß er nebenbei zu komponieren begann. „Rachmaninow bat mich sogar, den ersten Satz eines c-Moll-Konzerts zu kadenzieren." In seinem Sendungsbewußtsein davon überzeugt, er sei der Primus inter pares des Klavierspiels, hat „Sankt Horowitz" andere pianistische Größen seiner Zeit – Gilels und Richter, Michelangeli-Benedetti und Gulda, angeblich auch Lipatti und Rubinstein – nie gehört und nie gesehen. Dieser wunderlichen Angewohnheit wollte er in der Sowjetunion ausnahmsweise mal entsagen.

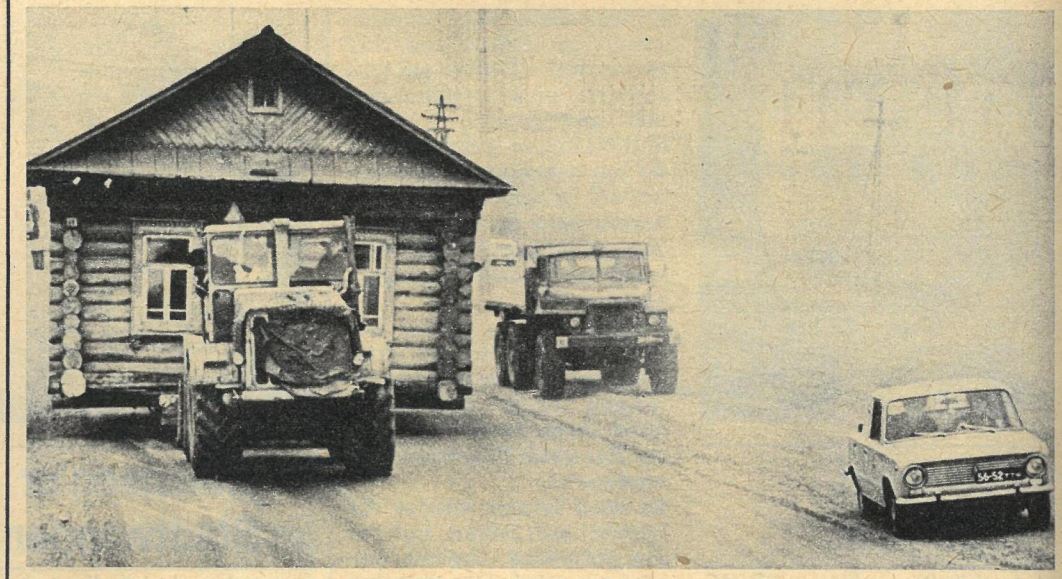
Hans Richard Vollbrecht



Eine Erfindung mit Zukunft

Ein Name ist bei unserem polnischen Nachbarn schon seit Monaten in aller Munde: Kowalski. Nicht, weil Kowalski der mit Abstand am weitesten verbreitete Name zwischen Oder und Bug ist, sondern weil einer aus der Garde der Kowalskis eine Erfindung gemacht hat, die Kraftstoff einsparen hilft, der Umwelt nützt und die Lebensdauer des Automotors verlängert. Es war ein langwieriger Kampf, den Ingenieur Alojzy Kowalski aus Toruń gegen Institutionen und Betriebe, vor allem aber gegen die nicht geringe Zahl von Skeptikern aus Fachkreisen zu führen hatte und noch zu führen hat, denn die Sache ist noch immer nicht ganz ausgestanden. Wieso, fragen die Zweifler, wird eine solche Sache ausgerechnet in einer kleinen Hobby-Werkstatt ausgetüftelt, wo sich doch Automobilhersteller in aller Welt darüber den Kopf zerbrechen, wie der Kraftstoffverbrauch zu senken ist. Und: Der Einbau des entwickelten Geräts ist so kostenaufwendig, daß die Einsparung in keinem Verhältnis zum Aufwand steht. Doch Ingenieur Kowalski konterte: Die industrielle Fertigung des Zusatzgerätes für unsere Autos ist einfach und der Einbau unkompliziert. Er trat im Fernsehen auf, argumentierte in der Presse und lud alle kompetenten Leute ein, sich mit seiner Idee vertraut zu machen. Das half. Die Zahl der Kontrahenten schwand zusehends und es wuchs die Anhängerschar. Es fanden sich Betriebe in Polen, die Versuche mit seiner Erfindung anstellten und das Gerät herzustellen begannen. Das kowalskische Prinzip lautet auf einen kurzen Nenner gebracht: Bevor das Kraftstoffgemisch den Vergaser erreicht, wird es in einer speziellen Kammer oder Turbine mit Hilfe der Abgase vorgewärmt, wodurch es dann eine höhere Leistung erreicht. Die bisher gesammelten Erfahrungen scheinen Herrn Kowalski recht zu geben: Die Fahrzeuge, die gegenwärtig mit dem „Kowalski-Vorheizer" laufen, brachten auf 100 Kilometer eine Einsparung von zwei Litern. Abgas-Untersuchungen haben ergeben, daß der Kohlendioxyd-Ausstoß von bisher üblichen 5 bis 6 Prozent auf den sensationellen Wert von 0,1 Prozent gesenkt werden konnte. Und schließlich wurde festgestellt, daß der Verschleiß des Motors wesentlich geringer ist, als bei der herkömmlichen Version. Inzwischen hat eine Handwerksgenossenschaft die Produktion des Kowalski-Gerätes übernommen. 100 000 sollen es in diesem und 250 000 im kommenden Jahr werden, die in bereits verkehrende Fahrzeuge eingebaut werden. Parallel dazu laufen Versuche mit einzelnen Autotypen und es gibt Überlegungen, alle neuen Fahrzeuge mit dem „Vorheizer" auszurüsten. Was anfangs im Lande mit großen Vorbehalten aufgenommen wurde, beginnt nun offensichtlich seinen Siegeszug anzutreten.

Ingrid Kirschey-Feix



Unterwegs für „Ogonjok"

Er ist ein alter Freund der FREIEN WELT – und auch von mir: Gennadi Koposssow, Jahrgang 1938, einer der renommiertesten und langjährigsten Bildjournalisten der Zeitschrift „Ogonjok", mit der uns viele gemeinsame Leseraktionen verbinden. Mehrmals traf ich Gennadi in Moskau wie auch in Berlin. Ich freue mich auf das Wiedersehen mit ihm und seinen Bildern. Eine Auswahl davon ist gegenwärtig für die Berliner und ihre Gäste im Zentralen Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft am Kastanienwäldchen zu sehen. Vier davon veröffentlichen wir heute. Ich wünsche mir, daß seine Schau viele Besucher finden möge, diese Ausstellung von Arbeiten eines Bildreporter-Kollegen, der auf die Frage, was für ihn die wichtigsten Kriterien eines guten Bildjournalisten seien, sagte: „Hingabe an die Sache; die Fähigkeit, sich im Leben zu wundern; Wißbegierde; die Fähigkeit, sich in den Problemen des Lebens schnell zurechtzufinden und sie wahrheitsgemäß in Bildern auszudrücken; ständiges Suchen; unaufhörliche Vervollkommnung der technischen Meisterschaft; das Vermögen, sich den Umständen anzupassen und sich leicht mit anderen Menschen anzufreunden."

Alfred Paszkowiak

Von Hemingway bis Updike

Die Sowjetunion gehört zu den Ländern mit einer überaus lesefreudigen Bevölkerung. Das gilt nicht nur für die eigene, die inländische Literatur (die übrigens in mehr als 80 Sprachen der Völker der UdSSR erscheint). Großes Interesse wird dem literarischen Schaffen im Ausland entgegengebracht. Der Moskauer Verlag Progreß zum Beispiel gibt nicht nur wissenschaftliche, gesellschaftspolitische und belletristische Literatur in 40 Sprachen der Welt heraus, sondern gleichzeitig Übersetzungen ausländischer Literatur ins Russische, beides zusammen mit einer Jahresauflage von über 25 Millionen Exemplaren. In den letzten 60 Jahren wurden in der Sowjetunion Werke von Autoren aus 150 Ländern der Erde verlegt, darunter 7000 Titel amerikanischer Schriftsteller. Nachdem in Moskau vor einigen Jahren die drei Bände der „Geschichte der USA-Literatur" erschienen sind, wird nun gegenwärtig an der Herausgabe einer 45bändigen „Bibliothek der USA-Literatur" gearbeitet. In dieser Reihe soll das Schaffen von 60 amerikanischen Schriftstellern aus Vergangenheit und Gegenwart vorgestellt werden. Der erste Band blieb ausgewählten Werken von Ernest Hemingway (in der UdSSR bisher 178mal mit einer Auflage von über 20 Millionen Exemplaren in 20 Sprachen veröffentlicht) vorbehalten. In den folgenden Büchern wurden und werden Autoren unterschiedlichster Handschriften wie Edgar Allan Poe, John Reed, William Faulkner und John Steinbeck dem sowjetischen Publikum nahegebracht. Dabei soll dem Leser zum ersten Mal ein relativ geschlossenes Bild des Literaturlebens Amerikas vom 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit vermittelt werden. Geplant sind außerdem Werke von Cooper, Hawthrone, Melwill, Styron, Baldwin, Salinger, Warren und Updike – bis zu 100 000 Exemplare wird die Auflage eines jeden Bandes erreichen. Doch nicht nur über die Literatur können sich die sowjetischen Menschen mit der amerikanischen Kultur und Kunst bekannt machen: Jährlich werden in den Kinos 20 bis 25 Filme aus den USA gezeigt, spielen die Theater rund 40 Stücke amerikanischer Dramatiker.

Gaby Wehrmann

Glinka in Berlin

Eine Straße trägt seinen Namen, ein Haus sein Bildnis. Darunter die Worte „Es ist das Volk, das die Musik schafft. Wir Musiker arrangieren sie nur." Michail Glinka (1. 6. 1804–15. 2. 1857), der Begründer der klassischen russischen Musik, ist mit Berlin durch Studienjahre und Freundschaft zu dem Musikwissenschaftler Siegfried Dehn eng verbunden. So lag es nahe, die jetzt erstmals in der DDR veranstalteten „Tage der russischen und sowjetischen Musik" – vom Haus der sowjetischen Wissenschaft und Kultur in Berlin und vom Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft ausgerichtet – zu Ehren des großen russischen Komponisten „Glinka-Festspiele" zu nennen. Musiktage mit Konzerten, Lieder- und Diskussionsabenden, Musikfilmen und der DDR-Erstaufführung von Dmitri Schostakowitschs „Das Märchen vom Popen und seinem Knecht Balda" in einer Inszenierung der Staatsoper Berlin. Da gab es Begegnungen sowjetischer Komponisten, Musikwissenschaftler und Künstler mit Repräsentanten des Musikschaffens der DDR, der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft (Foto oben: gemeinsame Blumenniederlegung an der Glinka-Gedenktafel) und nicht zuletzt die Einladung zu dem festlichen Abend: Zwei Partnertheater, die Komische Oper Berlin und das Moskauer Stanislawski-Nemirowitsch-Dantschenko-Musiktheater, stellten sich in einem „Konzert der Freundschaft" vor. Primaballerina Hannelore Bey und Erster Solotänzer Thomas Vollmer (Foto unten) tanzten die Balkonszene aus „Romeo und Julia", die Solisten Galina Pissarenko und Wladimir Matorin sangen Glinka, Tschaikowski ... Und Zeit für ein kleines Gespräch fand sich dann auch. „Die Chronik der Partnerschaft zwischen unseren Theatern beginnt 1972, die unserer sehr engen freundschaftlichen Beziehungen währt länger", erzählt Galina Pissarenko (Foto unten). Sie sang 1969 in der schon legendären Moskauer „Carmen"-Inszenierung Walter Felsensteins die Micaela. „Für diese Arbeit bin ich bis heute dankbar", sagt sie, „unser aller Eindruck war, dieser Felsenstein führt das Werk Stanislawskis auf moderne Art weiter, sein Dringen auf künstlerische Wahrhaftigkeit hat uns gefordert. Dabei war er streng, immerzu hörte ich sein ‚falsch, falsch!' Doch noch der letzte Chorsänger war bei ihm eine wichtige Person, das gefiel mir." Und natürlich erinnert sie sich, wenn auch dieses Mal als Zuschauerin, an den großen Erfolg, den Chefregisseur Harry Kupfer 1984 mit seiner Inszenierung von „Entführung aus dem Serail" an ihrem Theater in Moskau hatte. Er setze auf seine Art fort, was Felsenstein begonnen habe.

Ursula Weil

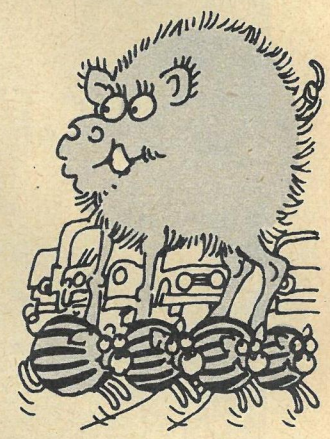
● Erfahrenes

Ein Mann braucht seine Bewunderer, und wenn die knapp sind, kommt er auch mit dem aus, was seine Frau an Bewunderern heranschafft.

Erwin Strittmatter

● Am Rande

Daß sich ein Wildschwein mit Erfolg auch als „weiße Maus" durchsetzen kann, wurde auf der Autobahn Moskau–Riga unter Beweis gestellt. Ein respektabler Keiler stoppte zunächst einen Lada und trottete anschließend auf die Gegenfahrbahn, wo er einen Lkw zum Stehen brachte. Nachdem der gesamte Verkehr lahmgelegt war, überquerten fünf Frischlinge in aller Ruhe die gefährliche Stelle.



● Persönliches

Als Junge ein begeisterter Fußballspieler, nun ein leidenschaftlicher Sammler von Dingen rund um den Lederball: Chefarzt Dr. Jewgeni Kisseljow vom Dnepropetrowsker Sanatorium. Zu den Kostbarkeiten seiner Sammlung zählt u. a. eine Eintrittskarte der Fußball-WM 1966 in London ebenso wie Autogramme der ehemaligen Fußballgrößen Jaschin, Pele und Eusebio.

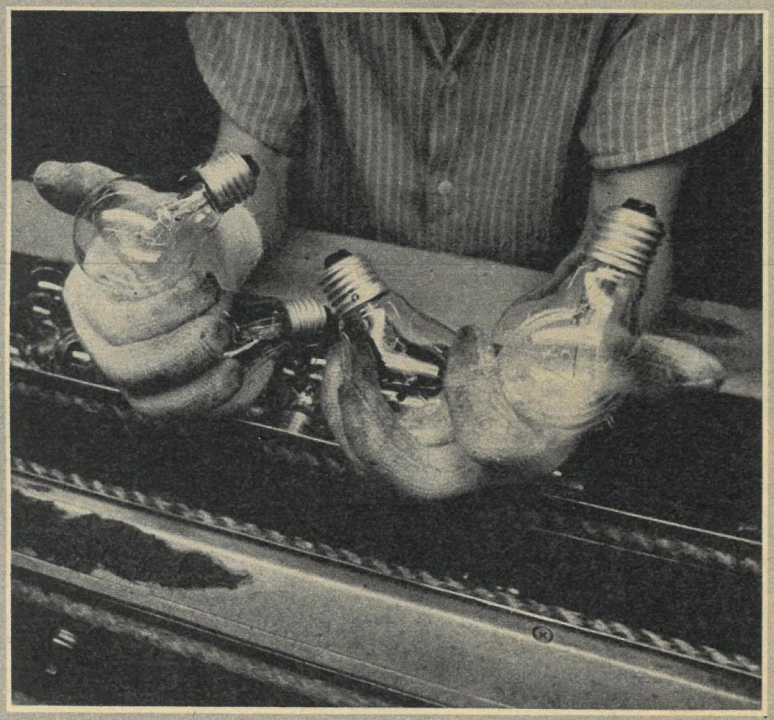
Alexej Tolstois bei jung und alt beliebte Kinderbuchfigur Buratino wurde 50 Jahre alt. Prominentester Gast der Geburtstagsfeier im Kuibyschewer Tolstoi-Museum war Kinderbuchillustrator Leonid Wladimirski, der dem hölzernen Männlein mit der Quastenmütze Gestalt verliehen hatte.

Zwillinge, zwei Mädchen gebar die Frau des Fischers Palu von der Insel Kihnu (Estland) in einem Hubschrauber über der Rigaer Bucht. Stürmisches Wetter hatte die in solchen Fällen übliche Entsendung eines Flugzeuges des Sanitätsdienstes verhindert. So wurde ein Hubschrauber zum fliegenden Kreißsaal.

Redaktion: Horst Goldschmit; Fotos: Interpress, I. Sotin, W. Koshewnikow/ TASS, A. Paszkowiak, V. Hohlfeld, G. Kopossow (4); Vignette: D. Schüler

Fotoimpressionen
einer Schicht

Licht-blicke



Birnenernte mit Automaten – ja, wenn Journalisten schon mal einen Einfall haben, belehren sie prompt die Fachleute. Birnen wachsen im Garten, hier handle es sich um Allgebrauchs-Glühlampen, die bei NARVA im Berliner Stammbetrieb nach ausgefeilter Technologie auf automatischen Fließreihen gefertigt werden. An jeder Anlage im Dreischichtrhythmus bis zu 75 000 Stück täglich. Bei fünf laufenden Automaten in der Werkhalle ergibt das im Jahr über 79 Millionen. Es werde Licht!
Unser Bildreporter Volker Hohlfeld wollte diesmal aber keine Automaten ins rechte Licht rükken, sondern jene beobachten, die ihre elektronischen Gehilfen mit hoher Konzentration und Fingerspitzengefühl füttern, steuern und warten. Damit sie Qualität produzieren. Er sah mit seiner Kamera den jungen Frauen und Männern des Meisterbereichs um Christine Hesse ins Gesicht und auf die Hände. An einem gewöhnlichen Junitag, während einer ganz normalen Schicht. Und die Akteure ergänzen die Momentaufnahmen durch ihre persönlichen Gedanken.

Wie schön ruhig es ist,

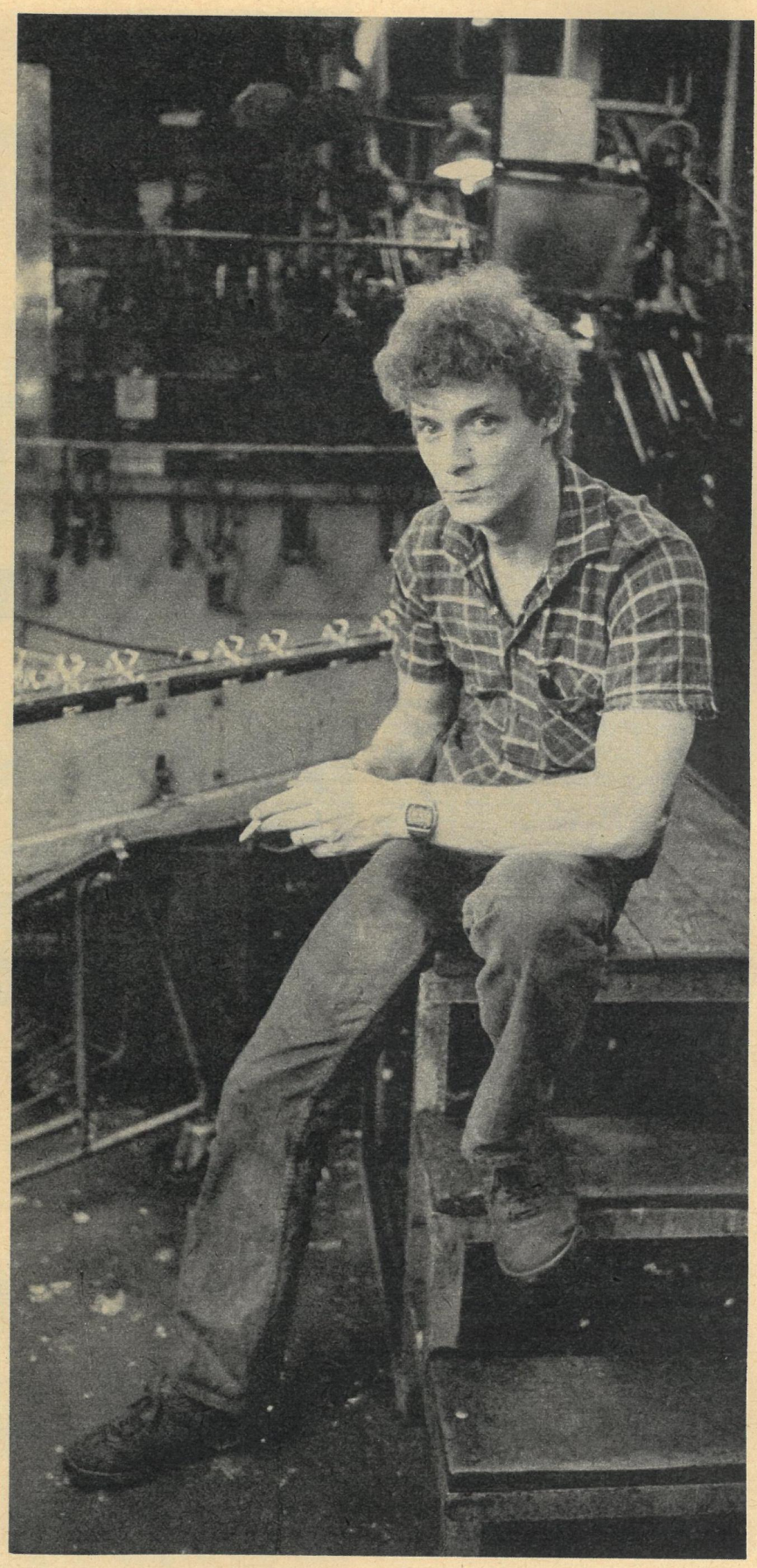
wenn die Maschinen abgestellt sind. Mal tief durchatmen, einen Happen essen, ein Schluck Brause, gleich geht es weiter. Was Holger wohl gerade machen wird bei der Armee? Zuvor war er täglich neben mir hier im Saal. Er wird staunen, wie ich meine Wohnung gemalert habe. Die Brigade hat mir geholfen. Ja, wir verstehen uns gut, und ich möchte hier schon bleiben, wenn die moderne Technik einem auch viel abverlangt. Was solls, mein Automat ruft mich.

Regine Reuter, 23 Jahre, Glühlampenfertigerin, seit vier Jahren an der Fließreihe, also Erfahrung genug, um gute Arbeit zu leisten, denn sie garantiert ihr gutes Geld.

Fliegender Wechsel

bei der Endkontrolle. Wenn man dort sitzt, muß man höllisch aufpassen, nicht mal Zeit für einen Blick 'rüber zu den Jungs, damit kein Ausschuß in der Verpackung ankommt. Naja, wir wechseln die Plätze alle halbe Stunde, sonst wirste knülle. Schichtarbeit, ich wollte sie erst nicht, aber man gewöhnt sich daran. Selbst an die Nacht. Dann hat man eben am Tage mehr Zeit für sich. Teure Maschinen, hochproduktiv, müssen ständig laufen, nur dann sind sie effektiv. Das haben wir schon in der Schule gelernt. In der Pause haben wir dafür manchen Spaß. Dann sieht man auch mal in Gedanken durch die Fenster nach draußen, denkt an die nächste Disko oder einen Ausflug ins Strandbad. Heiraten, vorerst nicht. Erst einmal alles andere genießen...

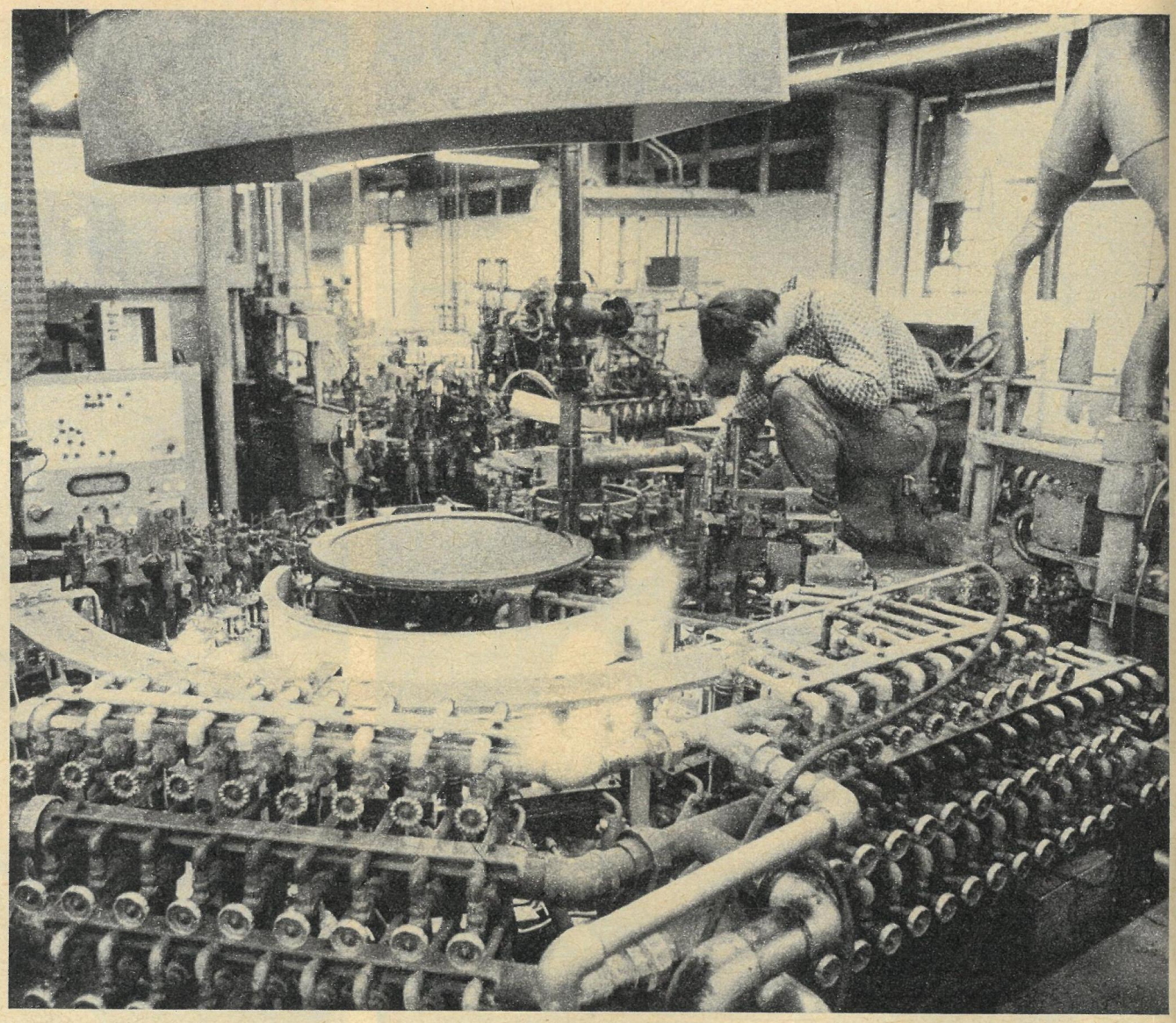
Corinna Schulz, 20 Jahre, Glühlampenfertigerin, zum Stamm der Schicht gehörend, ebenso wie ihre Ablösung, die erfahrene Uschi Trynogga, ein Stimmungsmacher der Brigade.



Nun läuft die Maschine wieder,

hoffentlich für den ganzen Rest der Schicht. Mann, macht uns momentan das Material Sorgen, vor allem die Glaskolben aus Weißwasser. Dort muß man sich schnellstens was einfallen lassen. An uns jedenfalls liegt es nicht. Wir bemühen uns. Das Klima in der Brigade ist jedenfalls besser als manchmal die Hitze an den Maschinen. Und mal ein offener Streit mit einem, der faulenzen will, frischt die Stimmung unter jungen Leuten schnell wieder auf.

Andreas Wilczek, 24 Jahre, Automateneinrichter, seit 1982 dabei, von dem die Meisterin sagt: Andreas kann, wenn er will, ein Zieher sein. Manchmal aber hat er so allerlei Flausen im Kopf.



Die Schmelze der V –

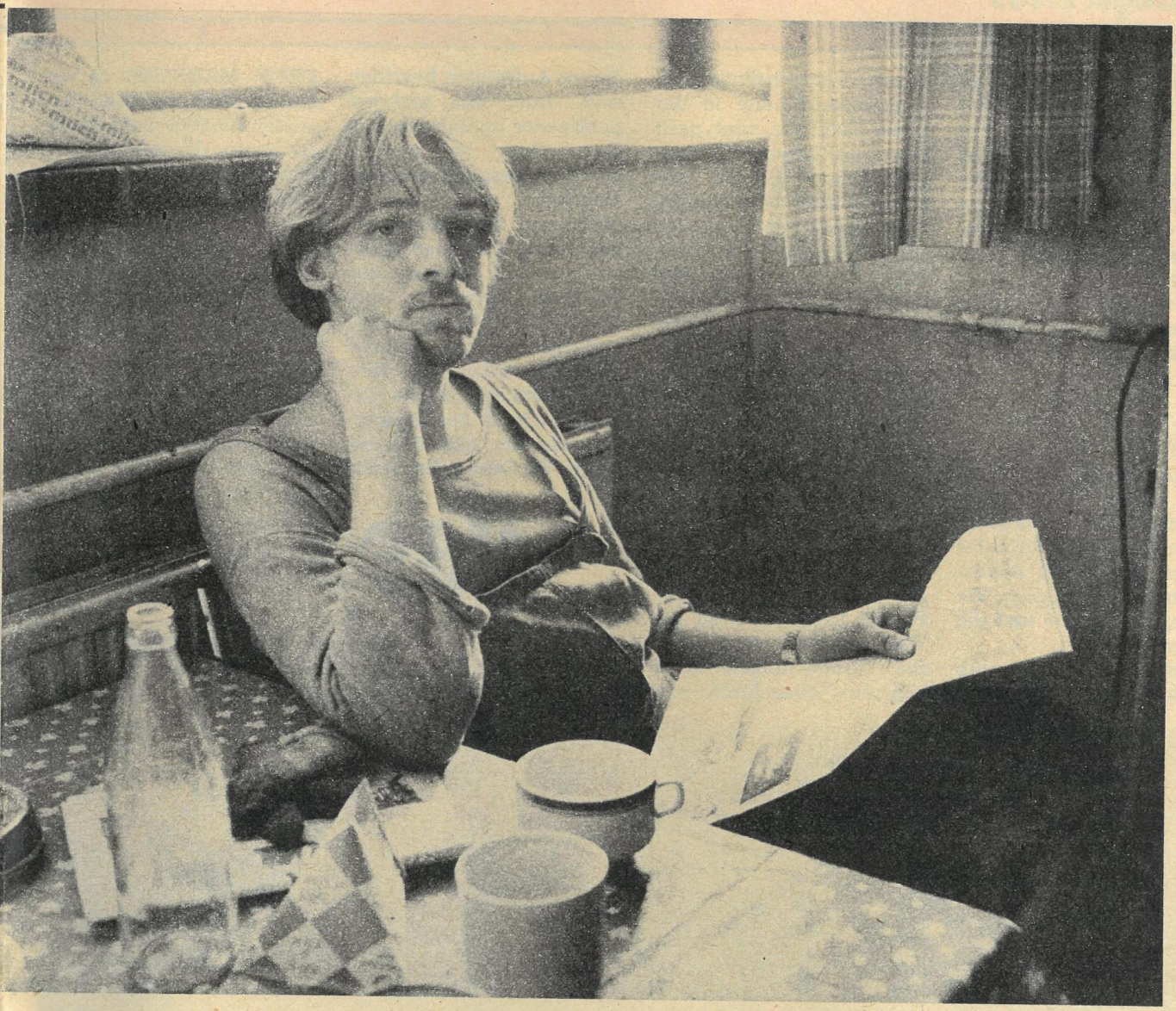
garantiert macht sie nun wieder das, was sie soll. Der Einrichter obenauf ist noch skeptisch, aber ein Fachmann. Überhaupt, die von der fünften Fließreihe sind unsere Wettbewerbsaufrufer, haben sich hohe Ziele gestellt. Sie wollen mehr Lampen produzieren, 65 000 über den Plan. Sie wollen dabei Material und Energie sparen, unser rechnergestütztes Kontrollsystem soll ihnen helfen. Sie wissen, Qualität und Qualifizierung bedingen einander und auch das Wissen wofür. Haltung fördert Leistung. Unsere Lampen decken nicht nur den Bedarf in der DDR, sie gehen fast zur Hälfte in den Export. Die UdSSR ist Großabnehmer. Mit ein Grund dafür, auch in diesem Jahr den Titel „Kollektiv DSF" zu verteidigen.

Michael Zieseler, 44 Jahre, stellvertretender Bereichsleiter.

Da ist unser Neuer,

wir kennen ihn erst ein paar Tage. Kam gerade von der Armee zurück. Nun macht er Urlaub. Mirko Steinhaus, 22 Jahre, sozusagen unser „Anlerner", auch wenn er im Betrieb seinen Werkzeugmacher mit Abitur gebaut hat. Moritz, einer unser Erfahrensten, hat die Patenschaft übernommen, damit Mirko schnell ein guter Schmelzer wird. Das machen wir immer so. Leider manchmal nicht konsequent. Viel zu oft müssen die Neuen alle möglichen Springerdienste tun, immer dort, wo einer fehlt. Ein Problem der Leitung, genauso wie das, dem Lärm und den zu hohen Wärmegraden ernsthaft Paroli zu bieten.
Mirko aber wird's schon bringen, er ist einsatzbereit. Wir brauchen hier Leute, die was auf der Kirsche haben – pardon, die etwas können.

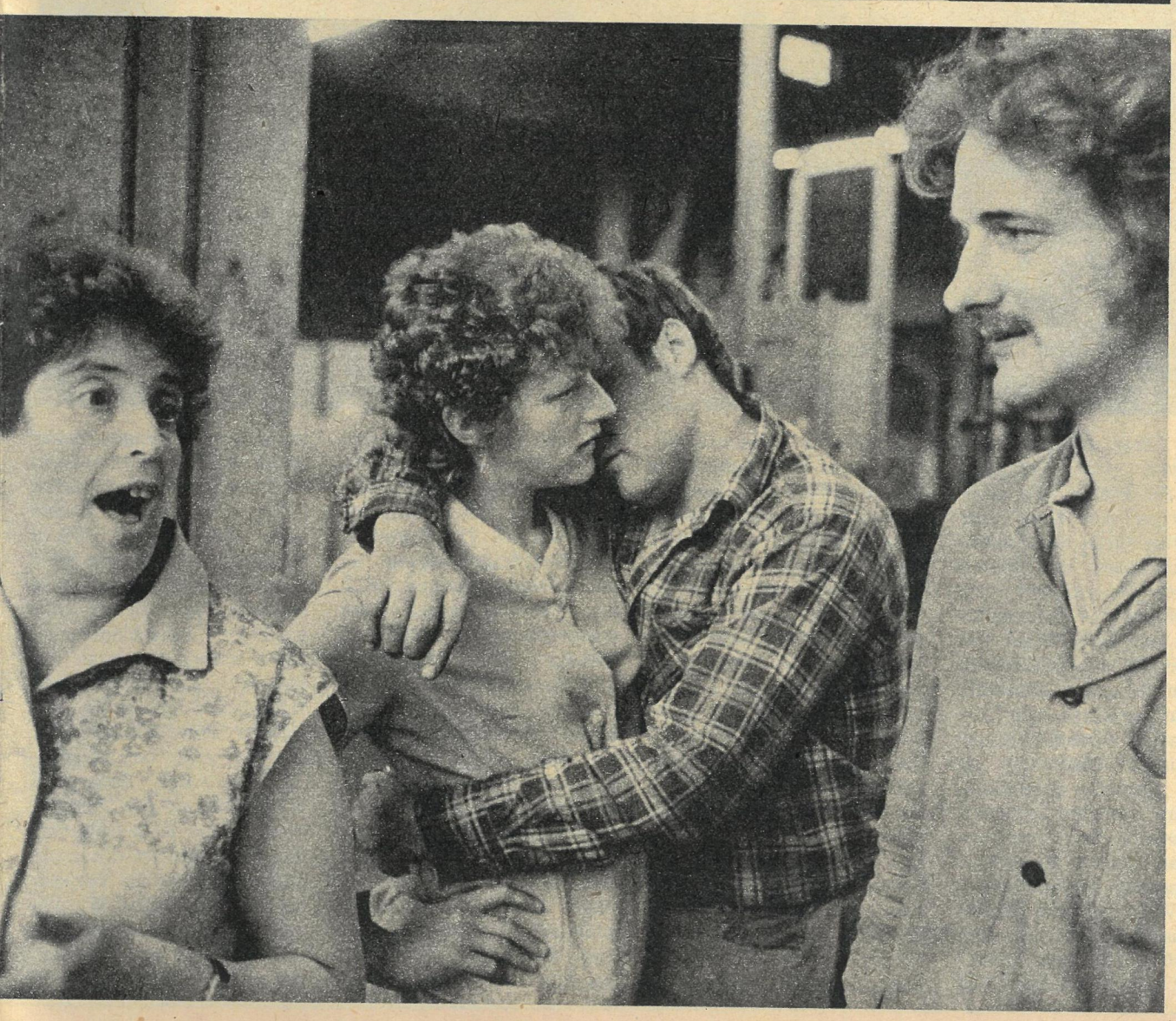
Christine Hesse, 34 Jahre, bisher Lehrmeister in der BBS, seit Januar Meister in der Schicht III. Weil hier jeder Tag etwas Neues bringt, das mich fordert.



Sieht man mir's nicht an,

daß ich 'ne Pause verdient habe? Ganz schöner Streß, wenn hier Leute fehlen und das Material knirscht. Die jungen Frauen kriegen nun mal die Kinder… Aber wir schaffen es schon. Jedenfalls arbeitet unser Kollektiv Hand in Hand. Übrigens kann man ruhig mal in die „Lichtquelle", unsere Betriebszeitung, reinschauen. Da findet man zwar keine Prognose, wer Fußballweltmeister wird, aber manch Lesenswertes über das, was in unserem Betrieb passiert. Informiert euch Leute!

Henrik Meuthen, 23 Jahre, Werkzeugmacher und Brigadeleiter. Die Meisterin hält ihn für einen, der bei seiner Leistung ruhig noch mehr aus sich herausgehen könnte.



Ja, ja, unsere Jugend,

aber es macht Spaß, als Ältere da noch mitzumischen. Da redet man wenigstens nicht über alle möglichen Krankheiten, sondern mehr über die Zukunft. Jeder hat Pläne und Träume. Aber arbeiten können sie auch. Ich kann's aus Erfahrung sagen, bin bereits 29 Jahre dabei. Wer Schichtarbeit macht, bei dem muß es allerdings zu Hause stimmen, sonst gibt es Probleme. Meine Familie spielt mit.

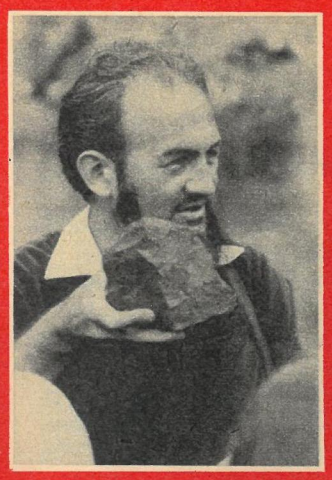
Rosi Lehmann (links), 44 Jahre, Glühlampenfertigerin, 2 Kinder.

Es gibt noch welche, die sich gern haben, und das sind wir. Außerdem passierte das zum ersten Mal in fünf Jahren – im Betrieb. Aber als Vertrauensfrau der Brigade muß ich für vieles Verständnis haben, auch für die Müdigkeit meines Rainers. Demnächst wollen wir heiraten, und dann sind natürlich Kinder eingeplant.

Ursula Borchardt (Mitte), 25 Jahre, Glühlampenfertigerin, eine, die auf allen Positionen Qualität bringt. Die Meisterin: Wegen Uschi mußte noch kein Automat abgeschaltet werden.

FREIE WELT

Das Antlitz der Erde



FW-Gesprächspartner Prof. Dr. Gerhard Markuse ist stellvertretender Direktor für Forschung an der Sektion Geographie der Humboldt-Universität Berlin. Sein Spezialfach ist die Geomorphologie, die Lehre von den Oberflächenformen der Erde. Dazu vertritt er als Hochschullehrer die physische Geographie der Sowjetunion und einiger anderer RGW-Staaten.
FREIE WELT führte mit ihm das Gespräch über die Wissenschaft von der Erde, weil Tausende von Menschen, ohne es zu ahnen oder zu wollen, praktische Erdkunde betreiben: die Touristen! Sie werden angetrieben von der Neugier auf andere Landschaften und andere Menschen. Um sich zu erholen, aber auch aus Wißbegier. Von den Geographen unterscheiden sie sich, denn sie wollen nach ihrer Reise kein Arbeitsergebnis vorlegen. Ihre Entdeckungen sind privater Art, und trotzdem formen sie die Erkenntnisfähigkeit. Tourismus darf in Naturschutzgebieten nur „in homöopathischen Dosen" zugelassen werden. Auslandstourismus ist in den Landschaften Sibiriens (unsere Fotos!) ausgeschlossen. Trotzdem werden Jahr für Jahr von vielen Menschen Entdeckungen gemacht, die Daheimgebliebene in Erstaunen versetzen: Da hatte jemand stets auf seinen Urlaub daheim geschworen. Bis zu seiner ersten Reise nach Leningrad. Jetzt wartet er auf die nächste Reisegelegenheit.

Fotos: D. Steinberg, M. Redin, APN, privat; Gespräch: Dieter Heimlich

FW: Herr Professor, vor einiger Zeit schickte uns ein Leser eine Karikatur. Ein Mann klettert in die Berge, um mit dem Zollstock die Gipfel zu vermessen. Im Ernst: Wie kommen geographische Angaben zustande?

PROF. MARKUSE: In dem berühmten Kinderbuch „Der kleine Prinz" von Antoine de Saint-Exupéry fragt der kleine Prinz: „Aber ihr seid doch Geograph!"

„Richtig", sagt der Geograph, „aber ich bin nicht Forscher. Es fehlt uns gänzlich an Forschern. Nicht der Geograph geht die Städte, die Ströme, die Berge, die Meere, die Ozeane und die Wüsten zählen."

Das stimmt. Die Festlegung von Berghöhen ist heute in erster Linie Aufgabe der Geodäten und Topographen. Sie haben seit Jahrhunderten die Erde und ihre Oberfläche instrumentell vermessen, mit immer größerer Genauigkeit. Die Darstellung der Erdoberfläche ist sehr kompliziert, von der Gestalt des Erdkörpers bis hin zu einem Einzelobjekt auf der Karte. Alle Länder haben zunächst innerhalb ihrer Territorien eigene Karten entwickelt. Erst im vorigen Jahrhundert wurde das Kartenwesen nach diesen Einzelkarten einander angeglichen.

FW: Von welchem Punkt aus wird denn zum Beispiel die DDR vermessen?

PROF. MARKUSE: Sie kennen sicherlich die trigonometrischen Punkte in der Landschaft. Sie sind nach Lage und Höhe eingemessen; über NN, wie wir früher sagten, über Normal Null. Dieses NN bezog sich auf den Pegel von Amsterdam. Die sozialistischen Länder haben sich indessen geeinigt, bei der Neuerfassung ihres Gebietes vom Pegel von Kronstadt auszugehen. Der differiert gegenüber dem von Amsterdam um einige Zentimeter. Wir sprechen heute von HN – Höhe über Null.

FW: Weshalb wird die DDR neu ausgemessen, ist die Größe unseres Landes nicht genau bekannt?

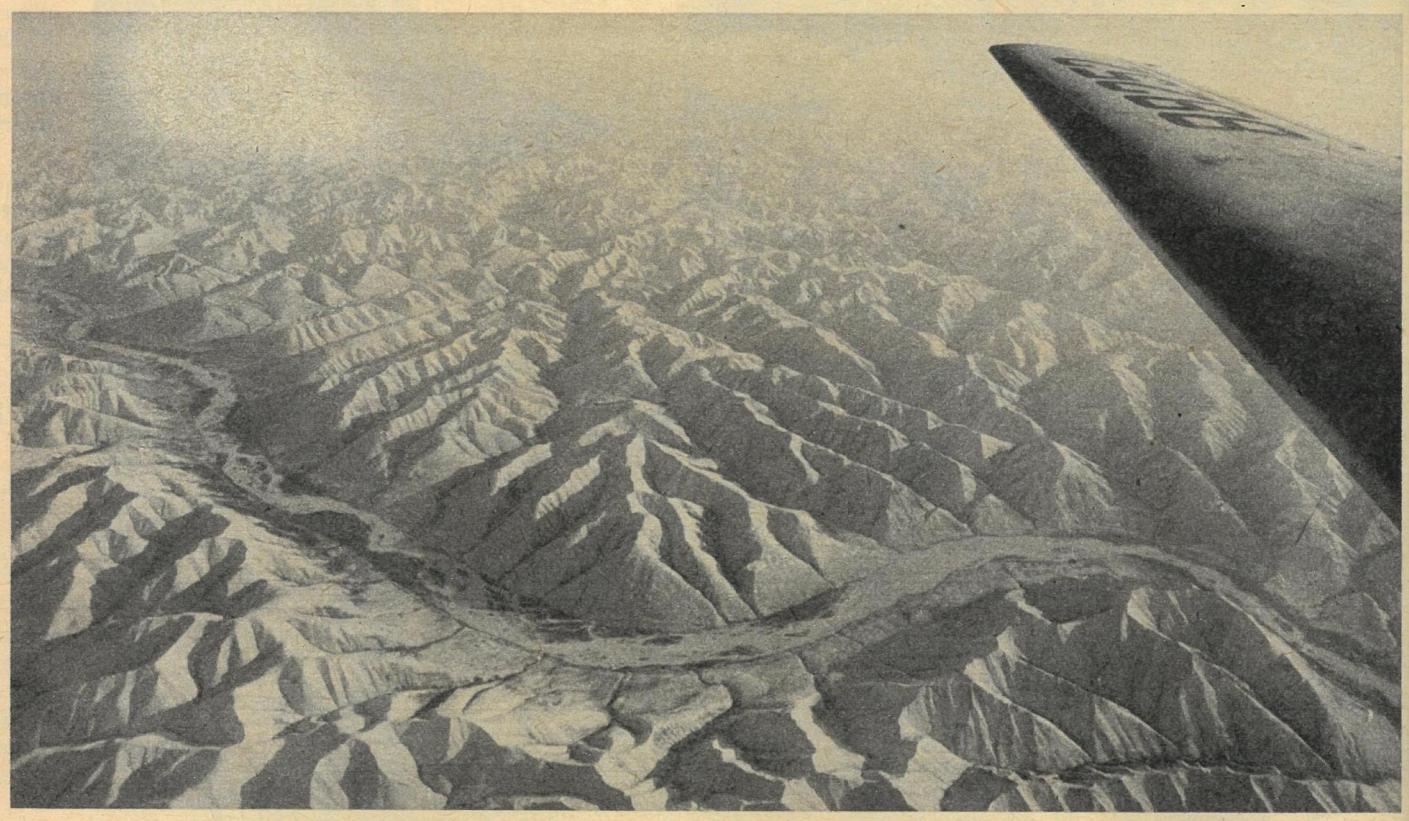
PROF. MARKUSE: In der Vergangenheit wurden solche Vermessungen unter anderem ausgeführt, um Landesbesitz festzulegen. Sie hatten ihre Bedeutung für die Besteuerung des Besitzes. Das fällt bei uns weitgehend weg. Uns kommt es darauf an, gesellschaftliche Bedürfnisse umfassend zu befriedigen. Eine exakte Aufmessung ist bedeutsam für das Verkehrswesen, zum Beispiel in der UdSSR für den Bau der BAM. Es ist doch wichtig zu entscheiden, ob ich über einen sehr hohen Kamm hin projektiere oder ihn zweckmäßiger umgehe.

Die immer genauere Landeskenntnis wird von immer höherer Bedeutung: Etwa für Gebirge, die ja nichts Festes sind. In tektonisch aktiven Bereichen, die im Aufsteigen begriffen sind, kann das mehrere Zentimeter im Jahr ausmachen. Oder sie werden durch Abtragungsprozesse niedriger.

Wenn ein Staudamm geplant wird, geht man ja davon aus, daß der nicht nur ein paar Jahrzehnte, sondern vielleicht 150 Jahre und mehr seiner Aufgabe gerecht werden soll. Hier muß gewiß sein, ob der Gebirgsabschnitt im Aufsteigen oder im Absinken begriffen ist. Oder nehmen Sie das Beispiel der Niederlande: Wenn das Gebiet im Absinken begriffen ist, müssen die Deiche ständig erhöht werden. Die Kenntnis der Vertikalbewegung ist von solcher Bedeutung, daß die Feinvermessung von ausgewählten Punkten ständig kontrolliert wird.

FW: Sie sprechen von tektonischen Bewegungen, die in der DDR zwar selten heftig sind, in der Sowjetunion und vielen anderen Ländern aber große Bedeutung haben, wenn ich zum Beispiel an das große Erdbeben in Taschkent von 1966 denke. Sind solche plötzlichen Bewegungen der Erdkruste prognostizierbar?

PROF. MARKUSE: In vielen Ländern arbeiten Geowissenschaftler ganz intensiv daran, die Bewegungen überhaupt zu erfassen, festzustellen, in welcher Tendenz ein bestimmtes Gebiet sich befindet. Wegen der vielen mitwirkenden Faktoren bedarf es eines sehr umfassenden Studiums, ehe man den Vorgang richtig erfaßt. Dann erst sind Prognosen möglich. Leider läßt sich, bei der Vielgestaltigkeit der Erdkruste, nach der Kenntnis eines bestimmten Vorganges dieser nicht ohne weiteres auf ein anderes Gebiet übertragen. Manche Prozesse laufen sehr langsam ab. Dann schlagen die Prozesse aber plötzlich in eine neue Qualität um. Und dieser Zeitpunkt des Umschlagens ist nicht immer genau zu bestimmen. Lange Beobachtungen sind notwendig. Aus eigener Anschauung kennen wir heute noch sehr wenig von der Erdkruste. Wenn Sie an die Tiefbohrung auf der Kola-Halbinsel denken, dann ist das noch nicht sehr viel im Verhältnis zum Erdradius. Wir haben hier ein Aufgabenfeld vor uns, das noch viel zu tun aufgibt. Wir Menschen



müßten alle unsere Kräfte einsetzen, um hier die weitere Gestaltung des Lebens zu sichern, statt den ewig Gestrigen zu gestatten, daß Geld in Pläne eingebracht wird, die uns alle vernichten können.

FW: Sie haben soeben eine spezielle Richtung der Geowissenschaft genannt, die Tektonik. Welche ist innerhalb der Geographie denn bei uns besonders fortgeschritten?

PROF. MARKUSE: Die Geographie besteht bei uns im wesentlichen aus zwei Hauptrichtungen, der physischen und der ökonomischen Geographie. Letztere befaßt sich mit den ökonomisch-geographischen Strukturen und Prozessen eines kleineren oder größeren Gebietes. Die physische Geographie ist aufgeteilt in die Geomorphologie (mit Reliefproblemen befaßt), die Hydrogeographie (mit den stehenden oder fließenden Gewässern beschäftigt), die Bodengeographie (die die Verteilung der Böden untersucht). Wir versuchen in der DDR seit 25 Jahren, die geoökologische Landschaftsforschung kräftig zu entwickeln. Sie betrachtet den Naturraum in seiner Gesamtheit, und die Geographen der DDR haben in dieser Disziplin international weit beachtete Fortschritte erzielt. Dagegen wird die Teildisziplin Geomorphologie innerhalb der Quartärforschung in Berlin bereits seit 100 Jahren betrieben.

FW: Befürchten Sie denn unmittelbar eine neue Eiszeit?

PROF. MARKUSE: Trotz des späten Frühlings – nein! Die Erkundung der Überbleibsel aus der Eiszeit, die Moränen und Sandablagerungen sind eher für Land- und Forstwirtschaft, aber auch für die Industrie von Bedeutung. Die Bauleute wollen abbauwürdige „neue" Lagerstätten erfahren, die Keramikindustrie unbekannte Tonvorkommen.

FW: Sie forschen also an der Humboldt-Universität auch praktisch? Wie geht das mit den Lehrverpflichtungen zusammen?

PROF. MARKUSE: Wir bilden vor allem Lehrerstudenten aus. Dabei vermitteln wir ihnen einen breiten Überblick über die Erde, die Natur und die ökonomisch-geographischen Verhältnisse der Länder und Erdteile. Forschungsarbeiten werden für verschiedene Praxisorgane unseres Territoriums geleistet, und die Studenten werden von Anfang an daran beteiligt.

FW: Werden auch Diplom-Geographen ausgebildet?

PROF. MARKUSE: Diese werden von der Martin-Luther-Universität in Halle immatrikuliert und erhalten dort zwei Jahre eine solide Grundausbildung. Danach kommen einige zu uns und durchlaufen hier bis zum fünften Studienjahr eine Spezialausbildung... Die meisten werden in einer Bezirksplankommission, in der Wasserwirtschaft oder anderen staatlichen Organen, die sich zum Beispiel mit dem Umweltschutz befassen, eingesetzt. Mit diesen Betrieben wird übrigens gemeinsam ein Praktikumsplan entwickelt, so daß der Student bereits für seinen Betrieb arbeitet.

FW: Die Kinderbuch-Vorstellung vom Geographen gibt es also nicht mehr?

PROF. MARKUSE: Vor zwanzig Jahren hat unsere Sektion der Humboldt-Universität den vielleicht „letzten Kolumbus", Prof. Dr. Salischtschew, zum Ehrendoktor vorgeschlagen. Er ist noch heute, hochbetagt, Inhaber des Lehrstuhls für Kartographie in Moskau. Als junger Geodät nahm er 1928/29 an der ersten geographischen Flugexpedition nach Ostsibirien teil. Dort hat er zum ersten Mal das Tscherski-Gebirge kartographisch richtig erfaßt. Dieses Gebirge von der Größe der europäischen Alpen war noch zu Anfang der dreißiger Jahre auf einigen Karten gar nicht, auf anderen falsch verzeichnet. Solche Entdeckung kann man nur einmal machen. Und wir sind sehr stolz auf „unseren" Ehrendoktor!

Doch zurück zur Frage! Durch die starke Entwicklung der Geographie in vielen Ländern der Erde ergibt sich heute ein vorwiegend arbeitsteiliges Vorgehen. Jeder untersucht zunächst sein **eigenes** Territorium. Zweifellos ist aber dann für die wissenschaftliche Arbeit der Geographen der internationale Vergleich durch Literatur- und Kartenstudium, aber auch durch notwendige Studien- und Forschungsaufenthalte in anderen Ländern äußerst bedeutsam.

FW: Wie funktioniert die internationale Zusammenarbeit zwischen den Geographen sozialistischer Länder?

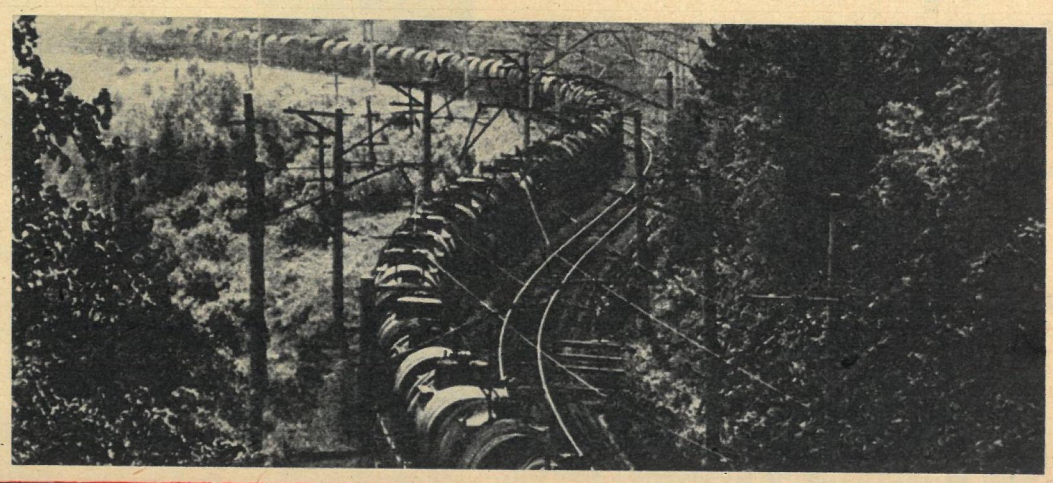
PROF. MARKUSE: Seit über dreißig Jahren halten wir sehr engen Kontakt zu vielen Kollegen in den RGW-Staaten. Verwirklicht wird er auf Tagungen und in gemeinsamen Forschungen.

Der größte Vorzug jährlicher Arbeitstagungen: Schneller kann man Informationen über neue Erkenntnisse nicht vermitteln! Wissenschaftlich umfangreich ausgearbeitet kann man sie später in Publikationen nachlesen und vertieft studieren.

Weitere Tagungen veranstaltet die Geographische Gesellschaft der DDR. Unsere Forschungen werden mit den Forderungen der Fünfjahrpläne abgestimmt und fließen aus den verschiedenen geographischen Einrichtungen der DDR in die Planung und die Wirtschaft unserer Republik ein.

FW: Was sollte man als Tourist und „Normalverbraucher" von der Geographie unbedingt wissen?

PROF. MARKUSE: Die meisten Menschen denken, es reicht aus, zu wissen, daß Moskau die Hauptstadt der UdSSR ist. Diese „Briefträgergeographie" ist aber nur **eine** Voraussetzung, um bestimmte Phänomene überhaupt zu erklären: Wir gehen im Unterricht und auch in der Hochschule davon aus, daß uns Nahegelegenes meist größer dargestellt wird als Fernliegendes. Auch im Kartenmaßstab! Dadurch entstehen Verschiebungen in den Größenvorstellungen. Das ist deutlich zu beobachten, wenn wir, wie jedes Jahr, einmal mit einer Studentengruppe in der Sowjetunion sind. Für unsere Studenten ist, auch wenn sie es theoretisch von den Karten wissen, schwer faßbar, daß es sich in der UdSSR um Erdteildimensionen handelt. Mir ging es beim ersten Besuch nicht anders. Doch wenn man solche Größenordnungen erst erlebt hat, wird man auch die Leistungen sowjetischer Menschen richtig schätzen lernen.



Die Mausohr-Fledermaus protestiert mit schrillem Laut gegen die Störung ihres Schlafes.

Flug-pause

Aufsehen erregte unter europäischen Naturschützern die Entdeckung eines stark bevölkerten Fledermausquartiers in der Volksrepublik Polen. Dr. Joachim Haensel, Kurator im Berliner Tierpark, seit Jahrzehnten maßgeblich engagiert zur Erforschung und Erhaltung der „Flattertiere", hatte Gelegenheit, dieses stillgelegte Stollensystem bei der Gemeinde Miedzyrzecz zu besuchen, das von den Behörden als spezielles Reservat für Fledermäuse unter Schutz gestellt und entsprechend gesichert wurde.

Ein Braunes Langohr entfaltet die 3 cm langen, quergeriffelten Ohrmuscheln.

Wasserfledermaus – bevorzugt Quartierbereiche mit einströmendem Wasser.

Bei der Mopsfledermaus stoßen die Ohrmuscheln über der Nase zusammen.

Nun schwärmen sie wieder über ihren sommerlichen Revieren, jagen nach Mücken, Fliegen, Käfern, Motten. Als wir sie im Winterquartier besuchten, lag eine dicke Schneedecke auf den westpolnischen Wäldern. – Der Winter ist nun einmal die große Zeit der Fledermausforscher; die Winterpause der Tiere ermöglicht eine solche Begegnung, von der unsere Aufzeichnungen berichten…

Am Ort angekommen, erreicht unsere Spannung den Höhepunkt. Während wir vor einem der tief im Wald verborgenen Eingänge die Gummistiefel anziehen und das Geleucht überprüfen, erzählt Magister Urbańcyk von den Entdeckungen, die er zusammen mit einigen Freunden hier machte. Mindestens 20 000 Fledermäuse in elf verschiedenen Arten sind zur Mittwinterzeit in diesem Labyrinth versammelt. Eine beinahe unglaubliche Menge!

Obwohl wir uns beeilen, sind es in drei Stunden allerhöchstens vier Kilometer, die wir unter Tage zurücklegen – überwältigt von den Eindrücken! Fledermausarten, die gut 50 km weiter westlich, bei uns in der DDR, zu den Besonderheiten gezählt werden, sind hier zu Hunderten, ja zu Tausenden vorhanden – wie die schwarze, wegen weißlicher Haarspitzen oberseits wie mehlbestäubt erscheinende Mopsfledermaus. An manchen Stellen sitzen die „Möpse“ mit ihrem „eingedrückten“ Gesicht, in dessen Mitte eine winzige Knollennase prangt, in Klumpen dicht bei dicht an der Wand, in Winkeln von Eisenträgern, in Mauernischen oder auch versteckt hinter Holzverschalungen. Eine Form, die überhaupt nicht temperaturempfindlich ist; sie gilt als „härteste“ in Mitteleuropa. Ihr Bestandsmaximum erreicht sie im Quartier immer erst zum Januar, wenn es draußen am kältesten ist. Nicht selten schlafen die Gruppen so weit vorn in den

Flugpause

Strecken, daß der Frost bis zu ihnen vordringt. Manchmal findet man in „Nietoperek“ („Ort der Fledermäuse“ – so lautet der Name des Reservats) über 1000 Mopsfledermäuse beieinander, fast alle auf engstem Raum. Allein diese phantastische Ansammlung rechtfertigte die Schutzmaßnahmen; etwas Vergleichbares existiert an keiner anderen Stelle.

Weitstreckenwanderer

Weiter auf der Spur der Mausohren. Zu unserem Erstaunen erfahren wir, daß diese größte Fledermaus unserer Breiten (Flügelspannweite bis 43 cm) in Westpolen noch sehr häufig ist. 4000 bis 5000 Individuen, Mengen wie schon lange nicht mehr in einem seit den dreißiger Jahren bekannten Quartier bei Berlin, überwintern in den Stollen von Nietoperek. Mausohren legen auf dem Weg von den Sommer- zu den Winterquartieren und in umgekehrter Richtung während des Frühjahrs jeweils bis 100, in einigen Fällen sogar bis zu 250 Kilometer zurück. Mehrere in der Umgebung von Berlin mit Flügelklammern gekennzeichnete Exemplare wurden unter den Wintergästen in Polen festgestellt. So bietet sich auch für die Fledermauskundler (die Chiropterologen, von Chiroptera – Flattertiere) eine ständige Zusammenarbeit über Landesgrenzen an, etwa in der Art der seit Jahren bestehenden Vogelzugforschung zwischen der UdSSR, der Volksrepublik Polen und der DDR. Großräumige Bestandsveränderungen und -verlagerungen, wie offensichtlich für das Mausohr zutreffend, könnten durch internationale Kooperation gründlicher aufgeklärt werden.

Bei unserer Wanderung durch die Stollen stoßen wir auf zahlreiche Wasserfledermäuse, hier die zweithäufigste Art und die einzige Fledermaus, die so gut wie überall in Europa während des letzten Jahrzehnts deutlich zugenommen hat. Man vermutet Zusammenhänge mit der zunehmenden „Überdüngung“ (Eutrophierung) der Gewässer, wo sie bevorzugt jagt und jetzt vielleicht reichlicher Nahrung findet. Im Lichtstrahl der Lampe erscheint ein gerade kopulierendes Paar der Wasserfledermäuse. Dergleichen ist gelegentlich auch bei anderen Arten zu beobachten; während des Winters ruht die Fortpflanzung nicht völlig. Die eigentliche Paarungszeit jedoch fällt in den Spätsommer, beziehungsweise Frühherbst, gefolgt von einer Aktivitätsperiode gleich nach dem Erwachen aus dem Winterschlaf.

Vereinzelt sehen wir in Nietoperek auch Fransenfledermäuse, ziemlich häufig Braune Langohren, hin und wieder Große und Kleine Bartfledermäuse, zwei einander sehr ähnliche Spezies, sogenannte Zwillingsarten, ferner ganze zwei Breitflügelfledermäuse. Allerdings – Bechstein-, Teich- und Zwergfledermaus, die hier ebenfalls nachgewiesen sind, bekommen wir nicht zu Gesicht.

Während über die Entwicklung der Fledermausbestände in den westlichen Teilen Europas eine Schreckensmeldung die andere ablöst und manche Arten dort schon als völlig oder beinahe ausgestorben betrachtet werden, kann in Nietoperek von einer Abnahme überhaupt nicht die Rede sein. Kollege Urbańcyk meint sogar Anzeichen dafür zu erkennen, daß die Gesamtzahl der Überwinterer von Jahr zu Jahr allmählich zunimmt. Er und seine Mitarbeiter sind jedenfalls entschlossen, alles in ihren Kräften Stehende zu tun, um den Fortbestand des einzigartigen Quartiers zu sichern und mögliche Fährnisse von seinen Bewohnern fernzuhalten.

Die geschilderte Exkursion wird sicher dazu beitragen, den Erfahrungsaustausch zwischen den Fledermausbetreuern weiter zu fördern. Kontakte zu ausländischen Freunden werden von den mehr als fünfzig in der Arbeitsgruppe „Fledermausschutz und -forschung“ bei der Biologischen Gesellschaft zusammengeschlossenen, ehrenamtlich wirkenden Chiropterologen der DDR seit jeher gepflegt. Man kennt sich durch internationale Symposien, unternimmt gegenseitige Besuche, um die Fledermausreviere im Partnerland zu studieren und schlichtweg etwas hinzuzulernen.

Fledermauskundliche Beiträge polnischer und tschechischer Kollegen erschienen in der vom Tierpark Berlin herausgegebenen Zeitschrift NYCTALUS, der einzigen speziell

Bild unten: **Fledermauspaar in Kopulationsbereitschaft; das Männchen ist hoch aktiv, das Weibchen noch im Erwachen.**

Rechts: **Mehr als fünfzig Wasserfledermäuse drängen sich, dachziegelartig übereinandergeschoben, in einer flachen Wandnische zusammen.**

Links: **Zbigniew Urbańcyk, Lehrer und Freizeitforscher aus Poznań (im Foto links, mit dem Verfasser), ist der Entdecker des größten derzeit in Europa bekannten Fledermausquartiers. Für ihn und seine freiwilligen Helfer ist es nicht einfach, über 30 Kilometer Gänge, Hallen und Kammern Quadratmeter für Quadratmeter zu überwachen und die zur Winterruhe einkehrenden Tiere nach Art und Kopfzahlen exakt zu erfassen. Dazu noch die ständige Kontrolle aller Einschlüpfe.**

Für Flora und Fauna

597 Arten von Wirbeltieren kommen in der Volksrepublik Polen vor, davon 430 Formen als ständige Bewohner. 364 Wirbeltiere und 66 Wirbellose sowie 124 Pflanzen stehen unter ganzjährigem, ausnahmslosem Artenschutz.

Gegenwärtig gibt es in Polen 14 Nationalparks mit einer Gesamtfläche von 125 000 ha (0,4 % des Landesterritoriums); bis zur Jahrtausendwende ist vorgesehen, die bestehenden Parks um 45 000 ha zu erweitern sowie auf 90 000 ha sechs neue Parks anzulegen. Die Zahl der einzelnen Naturschutzgebiete verschiedener Größenordnung ist auf über achthundert gestiegen.

Polens traditionsreichstes Reservat – Puszcza Bialowieska – erstreckt sich von der Wojewodschaft Bialystok nach der belorussischen Oblast Grodno (Beloweshskaja Puschtscha); es wird von beiden Seiten gemeinsam verwaltet. Dort befindet sich die Stammzucht des Wisents, des vor dem Aussterben bewahrten Europäischen Bisons. Allein in der Volksrepublik Polen leben heute 650 Exemplare, etwa ein Drittel des Weltbestandes.

In den beiden vergangenen Jahrzehnten entstanden 22 Landschaftsschutzgebiete mit insgesamt mehr als 400 000 ha. Sie dienen vorwiegend der Erhaltung natürlicher Landschaften, eingeschlossen solche Zeugnisse menschlicher Tätigkeit wie wertvolle Baudenkmäler. Strenge Richtlinien regeln eine begrenzte Nutzung (z. B. der Holzvorräte) sowie die Freigabe von Wanderwegen.

den Fledermäusen gewidmeten periodischen Publikation sozialistischer Länder. Nach weitgehend identischen Kriterien wird die Fledermauskartierung in den benachbarten Staaten durchgeführt. Dieses Jahr findet die dritte, erheblich weiterentwickelte kartenmäßige Erfassung aller in der DDR bekanntgewordenen Fledermausvorkommen ihren Abschluß. Die polnische Fledermauskartierung liegt, bezogen auf das ganze Land, schon seit einigen Jahren vor; sie ist Bestandteil eines zweibändigen Werkes, in dem die Verbreitung aller Säugetiere dargestellt wird. In der ČSSR erschienen mehrere Dokumentationen zur territorialen Verteilung der einzelnen Fledermausarten. Arbeiten von großer Bedeutung, weil sie den Erhaltungszustand jeder Art exakt charakterisieren und gezielte Schutzmaßnahmen vorbereiten helfen.

In der Fledermaus-Beringungszentrale der DDR, angeschlossen der Arbeitsgruppe Dresden des Instituts für Landschaftsforschung und Naturschutz Halle/Saale, laufen alle Ringfundmeldungen ein – sei es, daß in der DDR markierte Fledermäuse bei uns wiedergefunden wurden; sei es, daß „auswärts" beringte Individuen auf DDR-Territorium entdeckt werden. Besonders bemerkenswerte Funde ergaben sich in den letzten Jahren bei den mehr und mehr in den Mittelpunkt des Interesses gerückten Abendseglern und den Rauhhautfledermäusen. Die Existenz beider Arten hängt weitgehend vom Vorhandensein geeigneter, nach oben erweiterter Baumhöhlen (beziehungsweise als Ersatz angebrachter Kästen) ab; darin ziehen die Weibchen im Sommer in mitunter recht kopfstarken Wochenstubengesellschaften den Nachwuchs auf, während die Männchen separate „Junggesellengemeinschaften" bilden oder einzeln ein vorübergehendes Strohwitwerdasein führen. Höhlen werden benötigt, damit fortpflanzungsreife Exemplare sich in lockeren Gesellschaften zur Paarung treffen und schließlich alle gemeinsam, Männchen wie Weibchen, junge wie alte, tief im Mulm vergraben ihren Winterschlaf halten können.

Wie der sowjetische Fledermausforscher Strelkow herausfand, überwintern Abendsegler und Rauhhautfledermaus dort, wo die mittlere Tagestemperatur im Januar höher als −2 °C liegt, das heißt, von der −2 °C-Januar-Isotherme an. Dieses Gebiet erstreckt sich von Südschweden und vom mittleren Polen westwärts und umfaßt das gesamte westliche und südliche Europa mit Ausnahme höherer Gebirgslagen. So meiden die Tiere die Gefahr, in Baumhöhlen auszufrieren, wenn es sehr kalt wird. Anders ausgedrückt: Je weiter im Norden und Osten Europas sich Abendsegler und Rauhhautfledermäuse über Sommer ansässig machen, desto größere Strecken müssen sie zurücklegen, um in eine Zone sicheren Überwinterns zu gelangen. Das Ergebnis sind Wanderleistungen, wie wir sie bisher nur vom Vogelzug her kannten, über Hunderte von Kilometern und ebenso in meist südwestliche Richtung weisend. Rekorde vollbrachten in der UdSSR (bei Woronesh) beringte Abendsegler und Rauhhäute, die unter anderem aus Bulgarien, beziehungsweise aus Nordgriechenland und der Türkei zurückgemeldet wurden. Sie überwanden Strecken von über 1500 km! In der DDR markierte Individuen dieser Arten zogen bis in die Schweiz, nach Belgien und Frankreich, in Südwestrichtung bis zum Mittelmeer (Rhônedelta). Solche Fledermäuse werden zu Recht als Fernwanderer bewundert.

Hilfe, eine Fledermaus!

In der Kenntnis der Fledermäuse sind beachtliche Fortschritte erzielt worden – trotz der Schwierigkeiten, die sich aus ihrer nächtlichen Lebensweise ergeben. Hauptgesichtspunkt: der unbedingte Schutz dieser Tiere; schließlich sind sie wichtige Glieder unserer Fauna und spielen als Vertilger von Wirbellosen, darunter vieler Forstschädlinge, eine nicht geringe Rolle bei der biologischen Schädlingsbekämpfung. In der DDR trat Ende 1984 die Erste Durchführungsbestimmung zur Naturschutzverordnung in Kraft, betreffend den Schutz von Pflanzen- und Tierarten, kurz Artenschutzbestimmung genannt; danach stehen wie bisher alle Fledermäuse unter Schutz, doch in Anpassung an internationale Regeln erfolgte ihre Zuordnung zu vier Kategorien ... Als „Geschützte vom Aussterben bedrohte Tierart" werden Kleinhufeisennase und Mausohr genannt, wobei die ersterwähnte, eine sehr zarte Art, die nur Mittelgebirgsgegenden bewohnt, dem Aussterben in der Tat nahe ist. Als „Geschützte bestandsgefährdete Tierart" gelten Mopsfledermaus und Kleine Bartfledermaus. Zur nächsten Kategorie, den „Geschützten seltenen Tierarten", zählen Große Bartfledermaus und Teichfledermaus, Zweifarbfledermaus, Nordfledermaus und Kleinabendsegler. Die restlichen der bei uns beheimateten Fledermausarten, nochmals insgesamt neun, sind als „Geschützte kulturell und volkswirtschaftlich wertvolle Tierarten" ausgewiesen. Ebenso in anderen Ländern der sozialistischen Staatengemeinschaft: Fledermäuse genießen auch dort strengen Schutz. Besonders vorbildlich sind die Regelungen in der UdSSR, wo in den Rotbüchern, die einerseits für das ganze Land, andererseits für die einzelnen Unionsrepubliken erarbeitet werden, alle betreuungsbedürftigen Arten enthalten sind.

Hilfe für die Fledermaus – da ist die Schaffung gesetzlicher Grundlagen nur eine Voraussetzung, eine andere besteht im nachhaltigen Abbau der verschiedenartigen Umweltbelastungen, zum Beispiel durch Minimierung und Koordinierung beim Einsatz chemischer Schädlingsbekämpfungsmittel in Land- und Forstwirtschaft sowie bei Konservierungsmaßnahmen für Gebäude. Unerläßlich der Schutz jedes einzelnen Fledermausquartiers. Störungen sind in Sommer- und Winterquartieren, ja an allen Aufenthaltsorten grundsätzlich zu vermeiden. Sehr wirkungsvoll kann die Einrichtung künstlicher Quartiere sein; in sowjetischen, polnischen und tschechischen Wäldern hängen heutzutage ebenso wie in der DDR neben Vogelnisthilfen auch zahlreiche Fledermauskästen, meist aus Holz oder Holzbeton nach Bauplan gefertigt.

Nicht weniger wichtig: die Aufklärung unter der Bevölkerung gezielt fortzusetzen. Noch immer werden Fledermäuse umgebracht, weil man sich vor ihnen fürchtet oder durch sie belästigt fühlt. Im Tierpark Berlin gehen jedes Jahr zahlreiche Meldungen über Einflüge in Wohnungen ein. Manchmal sind es einzelne Tiere, mitunter ganze Gruppen, die gelegentlich Verwirrung stiften. Dabei setzen wir uns für die Rettung jedes einzelnen Individuums ein. Im vergangenen Dezember erreichte uns der Hilferuf einer Familie aus dem 20. Stockwerk eines Hochhauses in Köpenick. Es wimmele im Wohnzimmer von Fledermäusen! In den Falten der Stores, hinter Bilder und Schränke hätten sie sich verkrochen, überall krabbele, überall raschele es. Als wir erschienen, hatte ein beherzter Nachbar bereits die Sache in die Hand genommen und mit seinem Sohn die Tiere eingesammelt. Nur die Hausfrau war noch bleich wie die Wand!

Stolz überreichte man uns einen Karton mit genau 37 Abendseglern, alle dank sorgfältiger Behandlung in bester Kondition. Wenn jeder Bürger so besonnen handelt, wenn alle sich davon überzeugen lassen, daß Fledermäuse völlig harmlose Tiere sind, die niemandem etwas tun, für deren Erhaltung aber der Mensch etwas tun muß, dann braucht uns um die Zukunft der nächtlich-heimlichen Fledertiere nicht mehr bange zu sein.

Fotos: Klaus Rudloff

Ein SS-Mann schließt die Tür auf.

„Langhoff, zum Verhör kommen. Kriminalpolizei ist da."

Während ich mir die Jacke anziehe und meine Haare kämme, um anständig auszusehen, schießen mir tausend Gedanken durch den Kopf. Vielleicht wirst du jetzt entlassen! Sicher! Das wird es sein.

Ich gehe vor dem SS-Mann her und will an der Zentrale vorbei nach dem Verwaltungsflügel. Er aber sagt: „Nein, hier hinunter!" und führt mich vom ersten Stock nach unten und über eine Eisentreppe weiter in den Keller.

Merkwürdig, denke ich, warum sitzt der Beamte nicht vorn im Verwaltungsgebäude? Mein Begleiter schließt eine Eisentür auf. Hinter dieser Eisentür ist ein kleiner Vorraum, dann noch eine zweite Tür. Er öffnet sie und führt mich in eine völlig leere Zelle.

„Augenblick mal", sagt der SS-Mann und verschwindet. Ich bleibe allein. Ein unsicheres Gefühl überkommt mich. Wozu der Ort? Wozu die Vorbereitung? Wo ist der Kriminalbeamte? Leise öffnet sich hinter mir die Tür. Sechs oder sieben SS-Männer kommen herein und schließen wieder ab.

Ich sehe sie an und weiß sofort, was sie mit mir vorhaben. Ich bin nicht feige, aber meine Knie zittern. Sie stellen sich rund um mich her, ohne ein Wort zu reden, und sehen mich an. Neugierige, glänzende Gesichter.

Einer zieht aus seiner Tasche eine kleine gelbe Karte, hält sie mir vor die Augen und sagt ruhig und freundlich: „Kennst du die Namen, die auf der Karte stehen?"

Beklommen nehme ich die Karte in die Hand! Es stehen Namen von Düsseldorfer Ärzten und Architekten darauf. Keiner war mir persönlich bekannt.

„Ich kenne die Namen nicht."

Der SS-Mann nimmt mir die Karte wieder aus der Hand, spielt mit ihr zwischen den Fingern und nickt seinen Kameraden zu. „Du mußt aber die Wahrheit sagen. – Weißt du. Du mußt die Wahrheit sagen."

Alles ganz ruhig, leise und freundlich.

„Selbstverständlich. Ich sage ja auch die Wahrheit", erwidere ich und sehe, wie ein SS-Mann den Gummiknüppel aus dem Karabinerhaken vom Gürtel löst.

So, als ob es nur Spaß wäre, nimmt er den Knüppel und tippt damit auf meine Brust. Ich weiche etwas zurück und stoße dabei an einen andern SS-Mann an, der in meinem Rücken steht. „Na, na, na, na, nur nicht anrempeln", sagt der, auch ganz gemütlich, und gibt mir einen Schubs, daß ich wieder an einen anderen SS-Mann stoße. Der faßt mich am Ärmel und lächelt. „Also, wie ist das, willst du jetzt die Wahrheit sagen? – Schau mal her", er wiegt seinen Gummiknüppel in der Hand. „Der zieht. – Soll ich mal probieren?"

Er versetzt mir mit dem Knüppel einen leichten Schlag gegen das Ohr. Das war für die andern das Zeichen.

„Sag die Wahrheit!" schreit einer los und schlägt mir mit voller Wucht über den Kopf.

„Sag die Wahrheit! Sag die Wahrheit!" schreien jetzt alle im Takt, während Schläge, dumpfe schwere Schläge auf mich heruntersausen. Ich halte beide Hände vors Gesicht. Ich versuche mich abzudecken, so gut es geht. Ich beginne vor Schmerzen laut zu brüllen: „Hilfe! Hilfe! Aufhören! Um Gottes willen aufhören! Ihr macht mich ja kaputt!"

„Du – sollst – die – Schnauze – halten!" Bei jedem Wort ein Schlag. Sie kommen in Hitze. Ihr Atem geht schwer. Mit jedem Hieb steigert sich ihre Wut. Ich falle in die Knie. Sie reißen mich hoch und schlagen auf mich ein. Ich falle wieder hin. Sie reißen mich hoch und lehnen mich an die Wand. Ich kann schon fast gar nichts mehr sehen. Alles verschwimmt vor meinen Augen.

„Die Jacke runter."

Ich kann die Arme nicht mehr bewegen.

Einer reißt mir die Jacke von hinten über den Kopf. Meine Arme bleiben in den Ärmeln stecken.

Bauz! – Klatsch! – Bauz, geht die Schlägerei wieder los. Ich strecke die Hände gegen sie aus. Sie schlagen mir mit dem Knüppel auf Hände und Arme. Einer reißt die Jacke vollends herunter. Ich flüchte in eine Ecke. Sie zerren mich vor und stellen mich wieder an die Wand.

„So. – Jetzt ist es aus mit dir."

Aus der Revolvertasche zieht einer seinen Revolver und hält ihn mir vors Gesicht.

„Raus mit der Sprache, wo hast du Waffen versteckt?"

Ich weiß nicht mehr, was ich rede. Schweiß und Blut laufen mir in Strömen vom Körper. Ich kann nur noch denken: Schnell, schnell! Macht nur schnell Schluß!

„Umdrehen!"

Ich drehe mich mit dem Gesicht zur Wand. Ich spüre den Revolverlauf im Rücken. Gott sei Dank, gleich ist es vorüber. Der Hahn knackt – während ich mich fallen lasse, trifft mich ein Tritt ins Gesäß, und die SS-Männer brechen in Gelächter aus. Sie lassen mich am Boden liegen.

„So, jetzt hast du eine halbe Stunde Zeit. Dann kommen wir wieder, und du sagst uns, wo du die Waffen versteckt hast und was die Namen auf der Karte bedeuten."

Sie gehen.

In dieser halben Stunde habe ich nur immer gedacht: So ist das also. – So ist das also. Ich empfand keinerlei Furcht mehr. Es war mir so, als wenn ich ein anderer wäre, der sich selbst am Boden liegen sieht. Hundertmal sagte ich mir vor: So ist das also. – So ist das also. Ich konnte keinen andern Gedanken fassen. Mein Atem flog, mir war furchtbar heiß. Ich lag platt auf dem Bauch und preßte meinen Kopf und die nackte Brust auf die kalten Steinfliesen. Das kühlte. Aus Nase und Mund lief Blut. Ich lag mit dem Kopf in der Lache und wollte mich wegwälzen. Unerträgliche Schmerzen. Ich konnte mich nicht rühren. Die Haut war an vielen Stellen geplatzt. Hals und Arme dick aufgeschwollen. Mit der Zunge tastete ich meinen Mund und die Zähne ab. Vorn fehlte mir alles.

Verflucht, sie haben dir deine Zähne rausgeschlagen! – Reg dich nicht auf, die haben doch keinen Zweck mehr – in einer halben Stunde kommen sie wieder und machen dich kaputt. Bestimmt.

In einer halben Stunde. Eine halbe Stunde noch. Kein Gedanke an den Tod, keine Furcht davor. Beinahe ein sachliches Interesse. Nebensächlichkeiten, Kleinigkeiten: Wie hast du dich gehalten? – Bei dem oder dem Schlag hättest du dich besser abdecken können. Du darfst nicht in der Mitte stehenbleiben. Du mußt versuchen, in die Ecke zu kommen. Wenn du in der Ecke stehst, können höchstens nur drei Mann auf dich einschlagen. Arme und Kopf haben am meisten abbekommen. Mit Anstrengung gelang es mir, mich ein wenig auf die Seite zu wälzen. Ich blickte die kahlen Wände hinauf. So sieht also ein Bunker aus. Wer da vierzehn Tage drin liegt, der hat auch genug.

Draußen vor dem kleinen eingemauerten Fenster wurden Kohlen abgeladen. Ich hörte, wie der Anthrazit auf den Boden prasselte und die Schaufel hineinfuhr. – Vielleicht können die mich hören! „Hilfe!" ... Ich konnte nicht mehr laut rufen.

Wenn sie jetzt wiederkommen, fängst du gleich mit ihnen ein Gespräch an. Vielleicht schlagen sie dich dann nicht mehr. Ich lag und horchte auf ihre Schritte. Dann muß ich bewußtlos geworden sein. Ich kam erst wieder zu mir, als sie schon vor mir standen und mich mit einem Fußtritt aufweckten.

„Aufstehen!"

„Ich kann nicht mehr."

„Du kannst nicht mehr?! Komm, Kleiner, ich helf dir ein bißchen!"

Er riß mich hoch und stellte mich auf die Beine.

Ich taumelte an die Wand.

„Stillgestanden! Hände an die Hosennaht! – Na, siehst du, das geht doch ganz schön! – Abteilung marsch!"

Ich versuchte mich geradezuhalten. Ich marschierte durch die Zelle.

„So ist's recht! Links, links ... eins, zwei, eins, zwei! ... Kehrt! Marsch!"

„Meine Herren, bitte, bitte, hören Sie um Gottes willen auf. Gnade. Ich weiß ja nichts von dem, was Sie gefragt haben!"

Am 28. Februar 1933 wird der Schauspieler am Düsseldorfer Stadttheater, Wolfgang Langhoff, verhaftet. Es ist der Tag nach dem Reichstagsbrand, der Faschismus überzieht Deutschland mit einer Terrorwelle ohnegleichen. Für Wolfgang Langhoff bedeutet sie 18 qualvolle Monate Gefängnis, KZ Börgermoor und KZ Lichtenburg, ehe er 1934 in die Schweiz emigriert. Nach kurzer Zeit schon erscheint sein Buch „Die Moorsoldaten" als eine

„Wer hat dir erlaubt, stehenzubleiben?! Willst du marschieren!“
Ich marschierte weiter.
„Halt! Bücken!“
Einer hielt mich fest. Ein anderer zog mir die Hosen herunter. Sie schlugen mit den Gummiknüppeln auf mein nacktes Gesäß.
Als ich glaubte, die Schläge nicht mehr aushalten zu können, kam mir ein guter Gedanke. Ich riß mich mit letzter Kraft los, schlug die Arme in die Luft und ließ mich der Länge nach hinfallen. Ich rührte mich nicht mehr. Sie sollten mich für tot halten.
Sie traten und schlugen noch ein paarmal auf mich ein wie auf einen Sack – ich gab keinen Laut von mir und rührte mich nicht. „Los, haut ab! Der hat genug. Der ist fertig!“
Sie konnten sich nur schwer von mir trennen. Noch ein paar Fußtritte, dann verschwanden sie.
Stundenlang lag ich auf dem Steinboden. Alles, was ich noch empfinden konnte, war: überstanden! Es ist vorbei!
Es wurde dunkel in der Zelle. Im Halbschlaf träumte ich vor mich hin.
Einmal wachte ich wieder auf. Das Licht wurde angeknipst, die Eisentür aufgeschlossen. Eine Menge SS-Männer kamen herein. Zwei von ihnen trugen hohe Rangabzeichen und silberne Schnüre an den Mützen. Den einen erkannte ich: SS-Gruppenführer der Gruppe West, Polizeipräsident von Düsseldorf und jetziger Staatsrat Weitzel. Der trat auf mich zu, beugte sich interessiert über mich und fragte: „Was haben Sie denn? – Sind Sie krank? Haben Sie sich gestoßen?“
Neben ihm standen grinsend meine Peiniger und stießen sich mit den Ellenbogen an. „Dem fehlt nichts! Der markiert bloß, Gruppenführer! Das ist ein ganz Gerissener!“
Weitzel lächelte, drehte sich um und verließ mit seinem Gefolge die Zelle.
In derselben Nacht noch fand mich ein SA-Mann, der die Runde machte, dort im Bunker. Er kam auf mich zu, starrte mich an und schüttelte den Kopf. Er kniete nieder, nahm mich in seine Arme und flüsterte mir zu: „Brauchst du etwas? Soll ich dir was holen?“
„Zu trinken. – Kann ich eine Decke bekommen?“
„Warte. Ich komm gleich zurück.“

Er brachte mir einen Strohsack,

Wolldecken und einen großen Krug voll Wasser. Er legte mich auf den Strohsack, schüttete Wasser über sein Taschentuch und wusch mein Gesicht.
„Sei ganz ruhig, morgen, wenn die SS-Wache abgelöst wird, komm ich wieder und hol dich herauf. – Tut's sehr weh?“
„Ja. Jetzt fängt's an. Im Rücken.“
Meine Zähne klapperten, mir war abwechselnd heiß und kalt. Der SA-Mann packte mich in Wolldecken. Sehr behutsam. Ich konnte den Kopf nicht heben. Mein Hals war so dick wie der Kopf. Er setzte mir den Krug an die Lippen.
„Trink. Du bist nicht der einzige. In den beiden Zellen daneben liegen noch zwei. Du brauchst keine Angst mehr zu haben. Sie kommen heute nacht nicht mehr. Morgen mittag werden sie für immer abgelöst. Das war ihr Abschied.“
„Danke. – Holst du mich morgen bestimmt heraus?“
„Sicher. Versuch jetzt zu schlafen. Gute Nacht.“
Er schlich hinaus und schloß die Tür leise ab. Jetzt kamen erst die richtigen Wundschmerzen. Und mit ihnen die Erkenntnis, was mir geschehen war. Bin ich noch ein Mensch? Darf ich noch ein Mensch sein? – Habe ich dafür gelebt, dreiunddreißig Jahre lang, erzogen und aufgewachsen mit allen Vorstellungen von Würde, Menschenrecht und Achtung vor dem Lebenden? Was haben mich denn meine Eltern, meine Lehrer für einen Unsinn gelehrt? Menschenwürde, Haltung, Mut und Todesverachtung – Lügen, lauter Lügen!
Das war die entsetzlichste Nacht meines Lebens. In ununterbrochener Reihenfolge spielten sich die ganzen Szenen nochmals vor mir ab.
Damals, im Bunker unten, in dieser Nacht, die kein Ende nehmen wollte, ahnte ich noch nicht, daß mein Fall eigentlich einer der leichten Fälle war. Ich konnte von Glück sagen, daß mir nur meine Zähne ausgeschlagen wurden. Das war wenig im Verhältnis zu dem, was mir später mancher Kamerad erzählte. Am andern Mittag um zwei Uhr holte mich derselbe SA-Mann, zusammen mit einem Kameraden, aus dem Keller herauf und brachte mich in eine Einzelzelle. Die SS war weg, endgültig aus der Wachmannschaft ausgeschieden.
Die beiden SA-Männer mußten mich tragen. Das Gesicht und der ganze Körper, von den Füßen bis zum Kopf, waren blau, violett, schwarz, grün und rot angeschwollen. Ich hatte starken Brechreiz und heftiges Schwindelgefühl. Mein SA-Mann blieb bei mir in der Zelle und legte mir nasse Handtücher auf die am meisten schmerzenden Stellen. Weiter konnte er nichts für mich tun. Er fürchtete die Rache seiner eigenen Kameraden. Aber aus der Art und Weise, wie er mir die Hand drückte und den Kopf schüttelte, erkannte ich die Scham über seine Gesinnungsgenossen und ein tiefes menschliches Mitgefühl.
Die Mißhandlung hatte sich mit Windeseile im Gefängnis und in der ganzen Stadt herumgesprochen.
Ungefähr vier Wochen war ich krank. Solange lag ich in der Einzelzelle. Bei jedem Spaziergang, wenn die Kameraden an meiner Zelle vorbeikamen, schauten sie durch das Guckloch und flüsterten mir zu: „Kopf hoch, Langhoff! Du kommst bald wieder zu uns!“
Dabei klopften sie und streichelten sie die Eisentür, als wäre sie meine Schulter.

Nachdem ich wieder gehen konnte,

wurde ich allein im Hof spazieren geführt. Ich lief meine halbe Stunde im Kreis herum und konnte sehen, wie in allen Zellen und hinter allen Gittern Köpfe auftauchten, die auf mich herunterblickten und – wenn der Wärter nicht aufpaßte – mir grüßend zunickten.
In den nächsten Wochen und Monaten, als ich schon längst wieder gesund war, wachte ich jede Nacht auf. Ich sah im Traum die Gesichter der SS-Männer im Keller vor mir – grauenhaft deutlich, die verzerrten Gesichter, die neugierigen und erregten Augen. Ehe der erste Schlag fiel, fuhr ich meistens hoch. Nacht für Nacht hatte ich denselben Traum. Ich hatte das Erlebnis innerlich schon längst überwunden, ich dachte tagsüber nie mehr daran, und doch überfielen mich in der Nacht, wenn ich wehrlos den Träumen ausgeliefert war, diese entsetzlichen Bilder. Ich bekam Angst vor dem Einschlafen. Kaum waren die Augen geschlossen, stand ein SS-Mann vor mir. Ich versuchte mir klarzumachen: Es ist lächerlich von dir, solche Dinge zu träumen! Alles ist vorbei, und du hast ein neues Leben vor dir! – Umsonst! – Nacht für Nacht wachte ich schweißgebadet auf.
Ich wurde später wieder in meine alte Zelle gelegt, aus der inzwischen der eine Kamerad, der sein Urteil erwartet hatte, heraus war. Die beiden andern weinten beinahe vor Freude, als sie mich in der Tür stehen sahen. Ich mußte mich sofort auf den Strohsack legen und wurde von diesem Tage an gepflegt und verwöhnt – eine Mutter hätte mich nicht besser pflegen können!

Im nächsten Heft:
Das Lied der Moorsoldaten

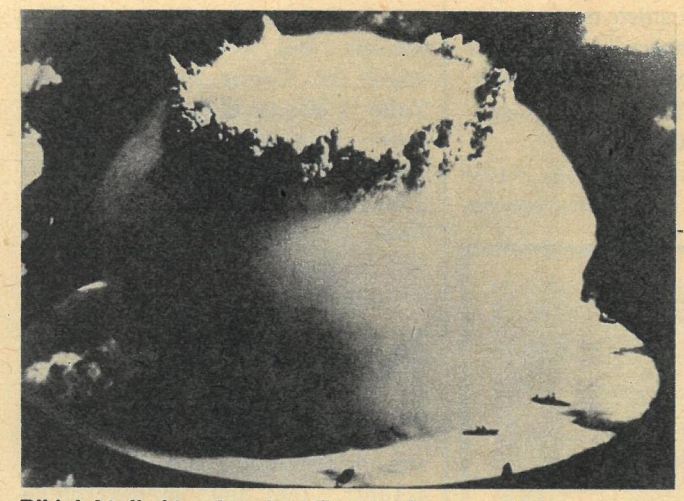
Foto: Pisarek

Eine Nacht ohne Ende

der ersten Veröffentlichungen über den wahren Charakter des Hitlerfaschismus. Elf Jahre später kehrt er in ein von der Roten Armee befreites Berlin zurück. Dort findet Wolfgang Langhoff für lange Zeit eine Wirkungsstätte als Intendant des Deutschen Theaters und der Kammerspiele. FREIE WELT druckt Auszüge seines Buchs, das der Mitteldeutsche Verlag Halle/Leipzig in sein diesjähriges Verlagsprogramm aufgenommen hat.

Tatsachen, Hintergründe, Personen – Szenen aus der Geschichte der Abrüstung
von Jürgen Jessel

EIN BANKIER AUS DEM HAUSE MORGAN



Bikini-Atoll: Atombomben-Test im Sommer 1946

Baruch: „hatte das Ohr" von sieben Präsidenten

Gromyko: Vorschlag in der UNO-Atom-Kom

Der Weltraum frei von Waffen, die Erde befreit von Atombomben und Raketen, die konventionelle Rüstung weltweit beschränkt – Utopie oder reale Chance? Nicht zum erstenmal liegen vernünftige, realisierbare Vorschläge der Sowjetunion auf dem Tisch.

In unserem Jahrhundert redeten Politiker schon über allgemeine Abrüstung, bevor der erste Weltkrieg ausbrach. Da blieben die Staatsmänner noch unter sich, die Krieg für ein Mittel der Politik, für selbstverständlich und unvermeidbar, und Rüstung also für unentbehrlich hielten. Als die Waffen des ersten großen Krieges schwiegen, waren sie nicht mehr unter sich. Eine Regierung erhob ihre Stimme, die aussprach und bewies, daß Krieg Menschenwerk ist, also vermeidbar, und Rüstung also entbehrlich. Diese Stimme gehörte dem Land der Sowjets. Und sie ist nicht verstummt. Gleichgesinnte haben sich mit ihr vereint, Bundesgenossen, Partner im Geist der Vernunft. Gemeinsam verteidigen sie den Frieden und fordern die Abrüstung, die heute, bei Strafe des Untergangs für alle, unvermeidlich geworden sind.

Am Tag, als die zweite Atombombe auf Nagasaki fiel, das geschah am 9. August 1945, drei Tage nach Hiroshima, gab Präsident Truman im Weißen Haus eine Pressekonferenz. Eben aus Potsdam zurückgekehrt, meditierte er über die friedliche Welt von morgen. Über die Bombe sagte er wenig, und den bemerkenswertesten Satz hat mancher noch überhört: „Die Atombombe ist viel zu gefährlich, als daß sie einer gesetzlosen Welt preisgegeben werden könnte." Also bedurfte die Welt eines Gesetzes? Und wer sollte es ihr geben?

Träume ohne Moral

Seine Vorstellung von dem Gesetz, das die Welt regieren sollte, verkündete General McArthur, amerikanischer Oberbefehlshaber im Pazifik, bevor noch das Jahr 1945 zu Ende ging. Er wollte „wenigstens tausend Atombomben ... anhäufen", um alsbald die Sowjetunion „mit einem koordinierten Angriff von Osten und Westen zu Verstand" zu bringen.

Mr. Bullitt, ehemaliger Botschafter der USA in Moskau, teilte des Generals Vision: „Dank dem Besitz von Atombomben und einer Luftwaffe von überwältigender Stärke sind wir heute der Sowjetunion weit überlegen und in der Lage, sie zu vernichten." Das Buch, dem dieses Zitat entstammt, erschien 1946. Nicht anders dachte Mr. Bernard Baruch: „Amerika kann das bekommen, was es verlangt, wenn es darauf besteht. Schließlich haben wir sie – die Bombe –, und die anderen haben sie nicht und werden sie auch auf lange Zeit nicht haben." Wer war Baruch? Ein Bankier aus dem Hause Morgan, der unter die Staatsmänner geraten war. Wir werden noch von ihm hören. Einstweilen erinnern wir uns an Mr. Lamont, der nach dem ersten Weltkrieg den damaligen Präsidenten Wilson beriet. Auch er kam aus dem Bankhaus Morgan. Das nennt man Kontinuität.

Inmitten von Größenwahn, Zynismus und Selbstgerechtigkeit gab es in den USA, damals wie heute, doch auch Leute, die nicht erst zu Verstand gebracht werden mußten. Zu ihnen gehörte der ehemalige Vizepräsident Henry Wallace. Er schrieb einen Brief an Truman: „Es gibt eine Schule militärischen Denkens, welche die Tatsache anerkennt, daß, sobald mehrere Nationen über Atombomben verfügen, dies zu einem Kriege führen wird, der die moderne Kultur zerstört, und daß keine Nation einen solchen Krieg gewinnen kann. Diese Schule militärischen Denkens befürwortet deshalb einen ‚Präventivkrieg', einen Angriff auf Rußland, jetzt, wo es noch keine Atombomben besitzt. Dieser Plan ist nicht nur unmoralisch, sondern auch unklug." Offenbar erwartete Wallace von der Regierung seines Landes, daß sie moralisch und klug handle.

Klare Worte gegen eine Legende

In der Tat bedurfte die Welt eines Gesetzes, eines schützenden Gesetzes gegen die Wiederholung dessen, was in Hiroshima und Nagasaki geschehen war. Dies und nichts anderes, so muß man annehmen, hatte die UNO-Vollversammlung im Auge, als sie am 24. Januar 1946 mit ihrer Resolution Nr. 1 eine Kommission ins Leben rief, die sich mit den Problemen der Atomenergie befassen sollte. Unmißverständlich hieß es unter Ziffer 5 c der Resolution, man erwarte von der Kommission „spezielle Vorschläge für die Entfernung von Atomwaffen und aller anderen schweren Waffen, die für die Massenvernichtung geeignet sind, aus den Rüstungen der Staaten". Klare Worte.

Nichts anderes schlug Andrej Gromyko vor, als er der Atomenergie-Kommission der UNO am 19. Juni 1946 einen Vertragsentwurf seiner Regierung unterbreitete: unter keinen Umständen Atomwaffen einzusetzen; die Herstellung und Lagerung von Atomwaffen zu verbieten; im Laufe von drei Monaten die gesamten Vorräte an fertigen und noch nicht fertiggestellten Atomwaffen zu vernichten. Ebenso klare Worte, ergänzt durch das Bekenntnis zur Notwendigkeit, Ächtung und Verbot weltweit zu kontrollieren. Der sowjetische Entwurf sprach ausdrücklich von Maßnahmen, „welche eine strenge Beobachtung der Bestimmungen und Verpflichtungen" eines Atomkontrollvertrages gewährleisten müßten. Und noch genauer: „Es müßte ein System errichtet werden, welches es ermöglicht, die Innehaltung der Vertragsbestimmungen zu kontrollieren und Beschlüsse über die Anwendung von Sanktionen in Fällen der widerrechtlichen Ausnutzung von Atomenergie zu fassen." Eine Legende also, daß sich die Sowjetunion grundsätzlich gegen internationale Kontrollen gesträubt hätte. Sie selbst schlug Überwachung und für den Fall der Vertragsverletzung harte Konsequenzen vor. Allerdings kam es darauf an, wer wen auf welche Weise kontrollierte.

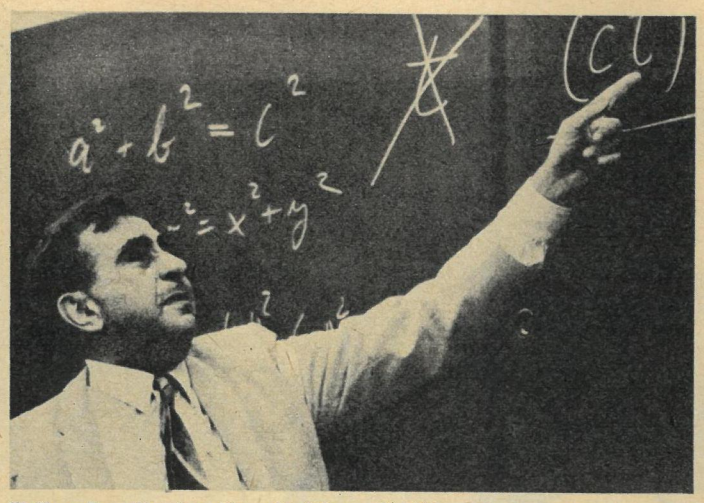
Wenn ein Bankier philosophiert

Als der Millionär Bernard Baruch im Juni 1946 vor die Atomenergie-Kommission der Vereinten Nationen trat, wandte er sich an die „Mitbürger der Welt", um sie darüber aufzuklären, daß sich „hinter dem schwarzen Vorhang des neuen Atomzeitalters" sowohl Hoffnung als auch Verdammnis verbergen: „Wir sind hier, um zwischen Leben und Tod zu wählen." Der Tod, von dem Baruch sprach, lag im Sommer 1946 allein in der Hand seiner Regierung. Für das Leben hatte Baruch einen Plan in der Tasche. Wenn Bankiers öffentlich zu philosophieren beginnen, ist Hellhörigkeit am Platze. Was Baruch der Kommission auf den Tisch legte, las sich auf den ersten Blick so schlecht nicht. Allerdings nur auf den allerersten, flüchtigen Blick. In einem Satz gesagt, ging es Washington um die Gründung einer internationalen Atom-Entwicklungs-Behörde, ADA genannt (Atomic Development Authority), die alle Atomenergie dieser

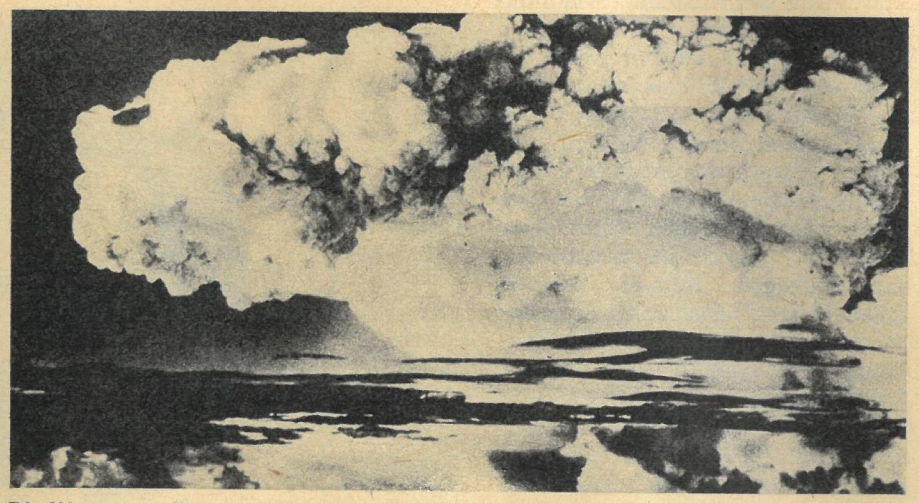
4. Folge

Der Krieg ist zu Ende. Frieden oder wieder nur eine Atempause? Das Atomzeitalter stellt seine Forderungen: Abrüstung wird zur Existenzfrage der Menschheit. Aber wer die Weltherrschaft will, will nicht abrüsten. Während die USA ihre Atombombenversuche im Pazifik fortsetzen, während sie fieberhaft an der Wasserstoffbombe arbeiten, versucht Washingtons Vertreter in der Atomenergie-Kommission der Vereinten Nationen, Bernard Baruch, die beunruhigte Welt mit glatten Worten zu täuschen. Aber die Sowjetunion läßt sich weder einschüchtern noch übertölpeln. Andrej Gromyko setzt in der UNO fort, was seine Vorgänger Georgi Tschitscherin und Maxim Litwinow vor dem Krieg begannen: Die UdSSR fordert Abrüstung, jetzt vor allem Ächtung und Verbot der Atomwaffen.

Kommission



Teller: fanatischer Konstrukteur der Wasserstoffbombe



Die Wasserstoffbombe: mit sieben Stück die Welt regieren?

Welt verwalten sollte.

Verwalten ist ein dehnbarer Begriff. Hören wir Baruch. ADA soll „die Weltvorräte an Uran und Thorium ... unter ihre Verfügungsgewalt" bringen. ADA soll Verwalter oder Eigentümer „aller Tätigkeitsbereiche" sein, die eventuell militärischer Nutzung der Atomenergie dienen könnten. ADA soll die „uneingeschränkte Kontrollverwaltung der Herstellung von spaltbarem Material ausüben". ADA soll allein und ausschließlich berechtigt sein, „wissenschaftliche Forschungen auf dem Gebiet des explosiven Atommaterials durchzuführen". ADA und niemand anders soll Lizenzen zur friedlichen Nutzung der Atomenergie austeilen.

Mit einem Wort, ohne ADA geht rund um den Erdball nichts. Aber wie funktioniert ADA? Wer hat da das Sagen? Hören wir Baruch: „Das Personal der Behörde soll unter dem Gesichtspunkt erwiesener Sachkunde ausgewählt werden." Wer besaß im Sommer 46 „erwiesene Sachkunde"? Die Konstrukteure und Techniker der amerikanischen Bombe. Aber sollte ADA nicht eine internationale Behörde sein? Hören wir Baruch: „... die Auswahl soll so weit wie möglich auf internationaler Grundlage erfolgen". So weit wie möglich.

„Wir bekommen das gesamte russische Uran zur Verfügung der internationalen Behörde", prophezeite ein gewisser Charles Thomas. „Alle radioaktiven Materialien der ganzen Welt werden sich in unseren Händen befinden." Wer war Mr. Thomas, der sich ein wenig voreilig die Hände rieb? Vizepräsident des Konzerns Monsanto Chemical Co. und Mitverfasser des Baruch-Plans. Würde der Baruch-Plan angenommen, so könnte, vermutete ein Kommentator der amerikanischen Nachrichtenagentur UP mit Recht, „die Entwicklung der Atomenergie in Rußland oder in Ländern, die mit der Sowjetunion befreundet sind, aufgehalten oder vollständig verhindert werden".

Und einer solchen „Entwicklungs"-Behörde sollte sich die Sowjetunion ausliefern?

Kapitulation oder Tod

Was würde geschehen, wenn sich ein Land unterstand, Atomenergie zu friedlichen Zwecken, von unfriedlichen ganz zu schweigen, ohne ADA-Lizenz zu nutzen? Ihm drohten Sanktionen oder sogar Gewaltanwendung, auf jeden Fall, wir hören wieder Baruch, „angemessene Strafen für die Verletzung der Kontrollvorschriften..., die als internationales Verbrechen gebrandmarkt werden muß..." Und kein Einspruch, Euer Ehren? Kein Einspruch. Die USA bestanden darauf, daß in Atomfragen kein Vetorecht gelten dürfe. Was wäre die Folge gewesen? Die amerikahörige Mehrheit, die damals sämtliche UNO-Gremien beherrschte, hätte, die Annahme des Baruch-Plans vorausgesetzt, sozusagen legal Krieg gegen die Sowjetunion, mithin den dritten Weltkrieg beschließen können, wann immer Washington die Stunde für gekommen hielt.

Der Baruch-Plan, schrieb eine englische Labour-Zeitung, hätte „Wallstreet zum Schiedsrichter des Weltfriedens" gemacht. Die amerikanische Zeitschrift „New Republic" sagte es in dürren Worten: „Jede Nation muß sich entweder inspizieren oder mit Atombomben bombardieren lassen." Das war die Wahl, von der Baruch gesprochen hatte.

Blieb noch eine Frage, die wichtigste: Was geschah mit den angehäuften Atombomben, die sich pausenlos vermehrten? Wenn ADA „wirksam funktioniert", hieß es bei Baruch, könne man über die Bomben reden. Wann es so weit ist, bestimmt, wer sonst, ADA selbst. „Aber", hören wir noch einmal Baruch, „ehe ein Land bereit ist, irgendwelche kriegsentscheidenden Waffen aus der Hand zu geben, verlangt es mehr als bloße Worte, um sich sicher zu fühlen. Es braucht eine Garantie für Sicherheit, nicht nur vor Verstößen auf dem Gebiet der Atomenergie, sondern auch vor dem illegalen Einsatz anderer Waffen, bakteriologischer, biologischer und Gaskampfmittel..." Mit anderen Worten, die USA behalten ihr Monopol und produzieren Atombomben, bis sie, nicht zuletzt dank ADA, den Erdball beherrschen.

Zwischen Leben und Tod zu wählen, schlug Baruch vor. Er meinte: zwischen Kapitulation und Tod.

Ein Minister springt aus dem 17. Stock

James Franck, Hamburger Patriziersohn, studierte bei Planck und Warburg, lehrte später selbst in Göttingen, erhielt gemeinsam mit Gustav Hertz für den sogenannten Elektronenstoßversuch den Nobelpreis. Als Jude aus dem Lehramt verdrängt, verließ er Deutschland 1933 und ging in die USA. Im Juni 1945, noch vor dem ersten Atombombentest, schrieb er, assistiert von sechs Kollegen, einen Bericht über politische Probleme der Atomenergie, den später nach ihm benannten Franck-Report, und schickte ihn an den Kriegsminister.

Franck warnte: vor dem Abwurf von Atombomben auf Japan; vor der Illusion, für längere Zeit ein Monopol auf die neue Waffe bewahren zu können; vor den Gefahren des Wettrüstens. Franck schrieb: „Wir können nicht hoffen..., ein Wettrüsten mit Atomwaffen zu vermeiden ... Wenn die Vereinigten Staaten die ersten wären, die von diesen Mitteln (den Atombomben – J. J.) zur wahllosen Vernichtung von Menschen Gebrauch machten, würden sie ... einen wahren Rüstungswettlauf auslösen..." Niemand in Washington hat auf ihn gehört.

Wie Baruch wiegten sich auch andere, die nichts von Physik und nichts vom Sozialismus verstanden, in der Hoffnung, daß „die anderen" hinter dem Mond lebten. Trotzdem ging Hysterie um. Ein Minister, James Forrestal, stürzte im Schlafanzug auf die Straße und schrie: „Die Russen kommen!" Man schaffte ihn in eine Nervenklinik. Beim nächsten Anfall sprang er aus einem Fenster des 17. Stockwerks. Kurz vor seinem Todessprung wurde die NATO gegründet, und Präsident Truman gab ihr sein Motto auf den Weg: „Ich bin bereit, für den Frieden der Welt die Atombombe einzusetzen." Für den Frieden. Die Atombombe.

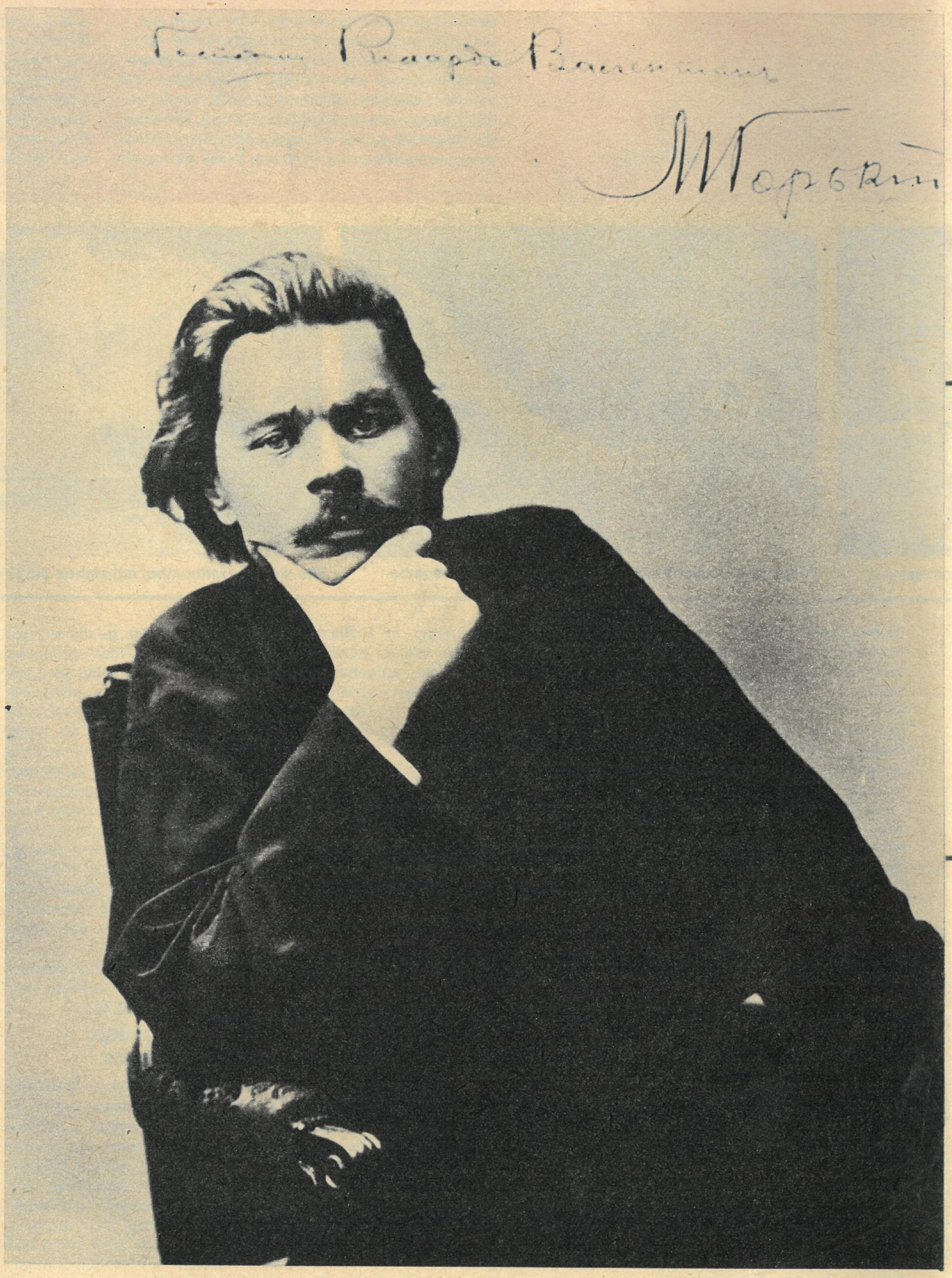
Noch im selben Jahr war das Monopol gebrochen. Vier Jahre später hatten beide Länder auch die Wasserstoffbombe.

„Mit sieben dieser Bomben", brüstete sich ein gewisser Finletter, „können wir die Welt regieren." Der gewisse Mr. Finletter war als Staatssekretär im Verteidigungsministerium der Vereinigten Staaten von Amerika für die Luftwaffe verantwortlich.

Für die Sowjetunion sagte Andrej Wyschinski vor der UNO: „Wir haben das Verbot der Atomwaffen vorgeschlagen, als wir sie noch nicht hatten. Jetzt, da wir sie besitzen, halten wir ebenso ernst an diesem Vorschlag fest. Wir fordern auch heute ihr Verbot, obwohl wir die Wasserstoffbombe hergestellt haben."

Die letzte Folge lesen Sie bitte im Heft 15.

Fotos: Archiv



Ein kluges Herz

Gorki in Nishni Nowgorod

Das Dampfschiff aus Samara traf wie jeden Tag, so auch am Morgen des 15. Mai 1896, in Nishni Nowgorod ein. Von Bord ging ein noch nicht dreißigjähriger, hochgewachsener Mensch mit kantigem Gesicht und buschigem Schnurrbart – Alexej Maximowitsch Peschkow. Der Schriftsteller Wladimir Korolenko, Autor der berühmten „Geschichte meines Zeitgenossen", hatte diesen Peschkow unlängst an die Redaktion der „Samaraer Zeitung" geholt. Bereits vier Jahre zuvor, in Nishni, war ihm das Talent des jungen Mannes aufgefallen, der unter seine erste 1892 entstandene Erzählung „Makar Tschudra" den merkwürdigen Namen „Gorki" („Der Bittere") gesetzt hatte. In Samara war Peschkow-Gorki als Feuilletonist Jehudi Chlamida bekannt, der die Lebensweise, die Dummheit und Grausamkeit der sogenannten besseren Gesellschaft aufs Korn nahm. Nicht weniger kritisch und verwegen waren auch seine Erzählungen, die die Leser der „Samaraer Zeitung" jeden Sonntag zum Frühstück auf dem Tisch vorfanden. Dies hatte schließlich zur Folge, daß die Leitung des „Nishegorodski Listok" („Nishni Nowgoroder Tageblatt") den bissigen Feuilletonisten und kritischen Erzähler ihrer Konkurrenz ausspannte. So war Alexej Maximowitsch nach Nishni Nowgorod, in die Stadt seiner Kindheit zurückgekehrt, in die Stadt der „steinernen Häuser und der eisernen Menschen", wie ein Sprichwort besagte. Der Heimkehrer hatte tatsächlich von seinen eisernen Mitmenschen nicht viel Gutes erfahren. Sein Großvater Wassili Kaschirin, der Färber mit den ewig wie mit Blut verschmierten Händen, hatte den früh verwaisten Aljoscha schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts im Kaschirinschen Hause bewußtlos geprügelt. Aljoschas Kindheit war eingezwängt zwischen der Angst vor dem Großvater, der tierischen Geldgier und Brutalität der ganzen Kaschirin-Sippe und der Langeweile eintöniger, finsterer Straßen, dem grauen, dem Färberhause angrenzenden Zuchthausbau mit seinen vier Ecktürmen. „Seit jenen Tagen", erinnerte sich Gorki später, „fing ich an, die Menschen mit Unruhe zu beobachten..." Größte Freude unter den wenigen dieser ersten Jahre war die Großmutter Akulina Iwanowna mit ihrem Gerechtigkeitssinn, ihrer Zärtlichkeit, ihren wunderbaren Märchen.

★

Von den Höhen der Djatlowy-Berge, mehr als 120 Meter über der Wolga, genießt man eine beeindruckende Aussicht auf die Stadt am Zusammenfluß der Oka mit der Wolga. Der Kreml auf dem Gipfel des Berges mit seinen Mauern und Türmen ist die Krone der alten

„Dies ist ein höchst verdächtiger Mensch; belesen, schreibgewandt, hat er fast ganz Rußland durchmessen (meist zu Fuß)."

Aus einem Polizeibericht über Gorki

Handelsmetropole. Von hier herab blickt man auf den mächtigen Strom, die Hafenanlagen und das Feld der Nishegorodskaja Jarmarka, des Jahrmarktes, der alljährlichen Messe von Nishni Nowgorod. Hier versammelten sich von Mai bis Juli eben dieses Jahres 1896, gleich neben den Vierteln der Ärmsten, im Volksmund „Millionki" genannt, Kaufleute und Fabrikanten zur Eröffnung einer Allrussischen Industrie- und Kunstausstellung. Sie sollte der staunenden Welt den Reichtum und die Macht des russischen Kapitals vorführen. Gorki, neuer Mitarbeiter des „Nishni Nowgoroder Tageblatts" kam, um über die, wie es hieß, „einzigartige Ausstellung zum Ruhme Rußlands" zu berichten. Direkt von der Dampferanlegestelle begab er sich auf den größten Jahrmarkt, den Nishni je gesehen: die Pavillons mit aufgetürmten Ballen von Kattun, mit Goldbrokat und buntem Porzellan, die Attraktionen eines Fesselballons, eines lebendigen Seelöwen, eines Triumphbogens aus farbigen Weinflaschen, von Denkmälern der Zarenfamilie aus echter Kasaner Seife. Die russische Eisen- und Erdölindustrie zeigte Ausrüstungen und Produkte, die Ergebnisse der Goldförderung waren zu besichtigen. Alexej Maximowitsch betrachtete diesen russischen „Universalkramladen" mit einer Mischung von Belustigung und Grauen. Zar Nikolaus II. war mit seiner Hofkamarilla erschienen; Gorki studierte den sehr kleinen, langweiligen, graublau gekleideten Herrn „mit der geduldigen Leidenschaft eines Insektenforschers". Am gründlichsten jedoch, bemerkte der Berichterstatter später, hätte er im Jahre 96 die Herren Unternehmer kennengelernt, jene „Freier", die um das reiche Rußland warben und Nikolai Romanow zum Teufel wünschten, weil er dem, was sie als Fortschritt ansahen, im Wege stand. Sie, diese „Freier", die er hier erstmals in einer solchen Konzentration versammelt fand, wurden jetzt und ein ganzes Leben lang für den Schriftsteller zum Gegenstand seiner künstlerischen Auseinandersetzung mit dem „asiatischen Kapitalismus", jener besonders brutalen Spielart des bürgerlich-feudalen Ausbeutungssystems.

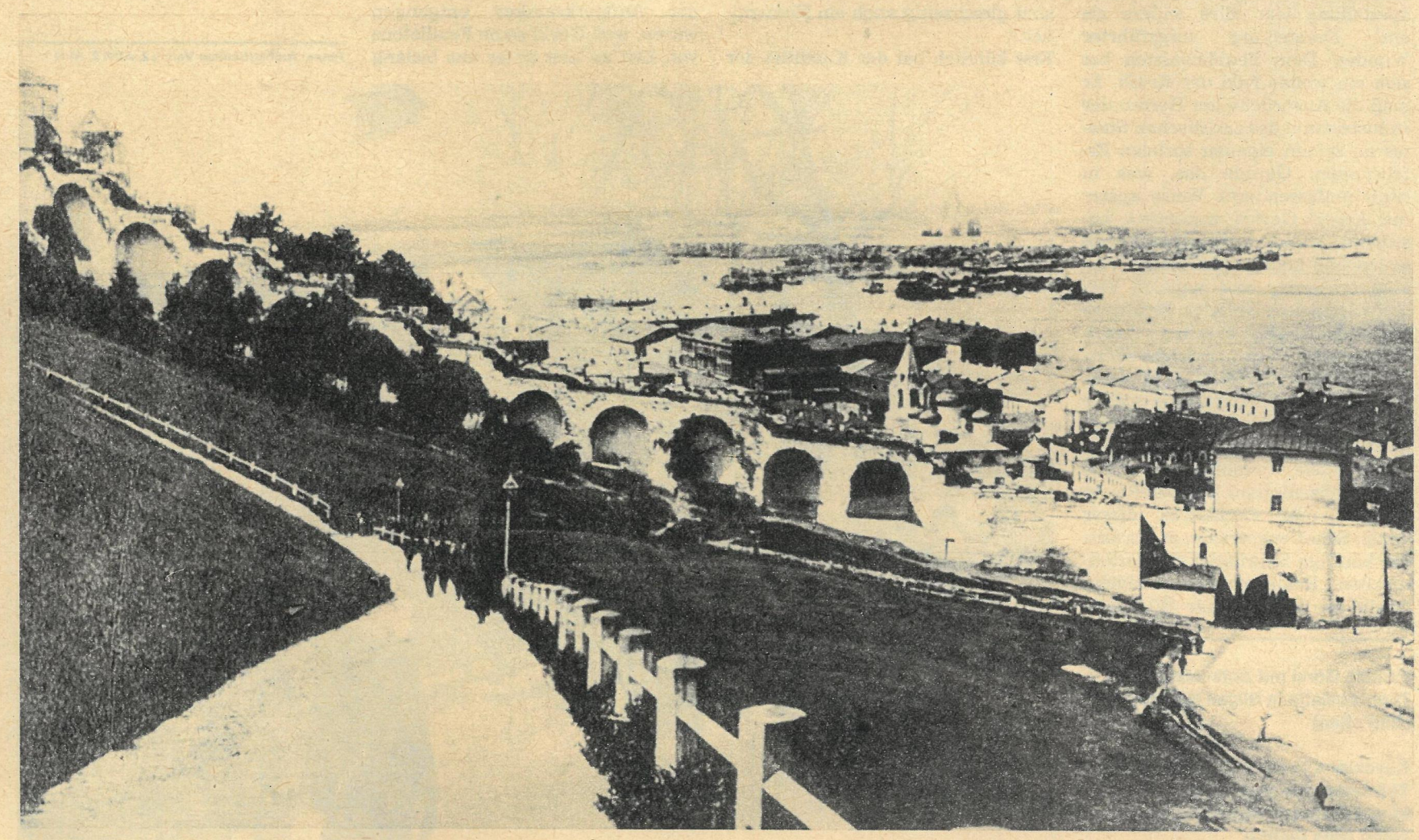
★

Hier an diesem Jahrmarktsplatz von Nishni Nowgorod, in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Vierteln eines unvorstellbaren Massenelends, drängte sich dem jungen Gorki die Frage auf, „wer eigentlich die Leute sind, die diese zehntausend Pud Gold aus der Erde herausgeholt und dem Staat im Laufe von dreißig Jahren fast dreihundert Millionen Goldrubel... geliefert haben..." Natürlich kannte Alexej Maximowitsch diese Leute sehr genau. Wenige Schritte von diesem Ort hatte er unter ihnen gelebt, damals, da er aus der Bestialität seines kleinbürgerlichen Milieus ausgebrochen war. Aljoscha zählte ganze zehn Jahre, als der alte Kaschirin zu ihm sagte: „Nun Alexej, du bist keine Medaille, die ich mir um den Hals hängen könnte, ich habe keinen Platz mehr für dich, du mußt zu fremden Menschen." Und er ging unter fremde Menschen. Er war Laufbursche in einem Schuhgeschäft, Tellerwäscher auf einem Wolgadampfer, Bäcker, Lumpensammler und Vogelsteller. Doch in all der Mühsal waren ihm

Fortsetzung Seite 32

Maxim Gorki (rechts) mit den Redaktionsmitgliedern der „Samaraer Zeitung" 1895 (Bild rechts)

Das alte Nishni Nowgorod – Blick auf die Wolga (Bild unten)



die Bücher treue Gefährten – Puschkin und Gogol, Lermontow und Turgenjew, Walter Scott und die seltsamen Geschichten eines gewissen Antoscha Tschechonte, hinter dem sich Anton Tschechow, sein späterer Freund, verbarg. Mit fünfzehn fuhr Aljoscha nach Kasan. Er wollte lernen, studieren, mit Freuden hätte er Hunger und sogar Prügel auf sich genommen, aber die Universität konnte einen aus den „Millionki" nicht gebrauchen. Seine ersten „Universitäten" waren die Stationen eines unsteten Wanderlebens durch Rußland. In Kasan hauste er in Kellern und einfach auf freiem Feld. An den Anlegestellen am Strom, in den Vorstadtspelunken, den Mauern eines eingestürzten Hauses, das als „Glasfabrik" bezeichnet wurde, traf er Hafenarbeiter und Bettler, Diebe und Lumpensammler, relegierte Studenten und Landstreicher – die Barfüßler, deren Leben von Hunger und Verzweiflung, deren Gesichter von Haß und Rachsucht entstellt waren. Der gescheiterte Student erkannte in ihnen immerhin bessere Menschen, als jene es waren, die er verlassen hatte. Dennoch – trotz seines Mitgefühls und der Achtung für die „ehemaligen Menschen" fühlte er sich mehr zu denen hingezogen, die wie er von einem besseren, menschenwürdigeren Leben träumten und Wege suchten, diesen Traum zu verwirklichen.

★

Gorkis Berichterstattung von der Allrussischen Industrie- und Kunstausstellung war alles andere als eine Darstellung vorgeführter Wunder. Dem Feuilletonisten bot sich ein weites Feld der Kritik. Er maß die Ansprüche der Herren der Industrie und des zaristischen Staates an seinen eigenen sozialen Erfahrungen. Gerade das, was in noch umfassenderer Weise später die Arbeit Gorkis wesentlich bestimmen sollte – Aktualität im Sozialen und hohe künstlerische Verallgemeinerung und zugleich Verdichtung seiner sozialen Erfahrungen – das begann bereits in diesen Lehrjahren des Schriftstellers. Hatte er in seiner Publizistik einen sozialen Typus fixiert, eine soziale Situation erfaßt, so folgte für ihn notwendig die literarische Umsetzung. Viele Erzählungen haben ihre publizistischen Wegbereiter in Skizzen und Feuilletons dieser ersten Schaffensperiode, in der sich der künftige Begründer des sozialistischen Realismus heranbildete. Allein im Jahre seiner Rückkehr nach Nishni Nowgorod schrieb Gorki über zweihundert Feuilletons und einundvierzig Erzählungen. Als zwei Jahre darauf, im Frühjahr 1898, die ersten Bücher des jungen Gorki erschienen, sagte Wladimir Korolenko, sein Freund und Lehrer, zu ihm: „Ich habe doch gesagt, daß Sie ein Realist sind, aber Sie sind gleichzeitig auch ein Romantiker."

Erst kürzlich hat der Kandidat der philologischen Wissenschaften M. G. Petrow, in der „Literaturnaja Gaseta" vom Januar 1986, auf neu entdeckte Feuilletons Gorkis im „Nishegorodski Listok" des Jahrgangs 98 hingewiesen. In seinem Kommentar zu den veröffentlichten Texten erklärt der Wissenschaftler, daß diese deshalb bisher der Aufmerksamkeit entgangen wären, weil Gorki seine Feuilletons von Zeit zu Zeit unter uns bislang unbekannt gebliebenen Pseudonymen oder auch ganz ohne Unterschrift drucken ließ. „Es war", so schreibt M. G. Petrow, „als hütete der Schriftsteller seinen Namen, der rasch an Popularität gewann, für größere, gewichtigere Dinge."

Diese gewichtigeren Dinge ließen nicht lange auf sich warten. Nicht weit von Nishni entfernt, in Wassilsursk an der Wolga, vollendet er schon 1899 seinen ersten Roman „Foma Gordejew", dem eine lange Reihe großer Romane folgt, bis hin zu dem mächtigen Epos „Klim Samgin", dem leider unvollendet gebliebenen Alterswerk, in dessen erstem Teil die eigene Erfahrung in Nishni Nowgorod vom Mai 1896 eine Rolle spielt. Den in engen dumpfen Häusern dahinvegetierenden Kleinbürgern widmet er sein erstes Bühnenstück. Und wenige Monate später, auf der Krim, entwirft er den Barfüßlern, den Bewohnern der „Millionki" in Nishni und den Asylen und der „Glasfabrik" in Kasan ein Denkmal. Es ist das „Nachtasyl", das seinen Namen um die Welt trägt. Lew Tolstoi ist von diesem Stück beeindruckt. Bei der ersten Begegnung mit Gorki sagt er: „Sie sind ein komischer Mensch! Und es ist verwunderlich, daß Sie noch so gut sind, obwohl Sie alles Recht hätten, schlecht zu sein… Ihren Geist verstehe ich nicht… aber ein kluges Herz haben Sie…" Am 18. Juni 1936 hörte dieses Herz auf zu schlagen – nach einem großen, für die Befreiung des Menschen tätigen Leben.

Helmut Zemke

Fotos: Archiv/Berliner Verlag 2, ADN 2, APN 1

Familie Gorki mit Sohn Maxim und Tochter Katja in Nishni Nowgorod (Bild oben)

Kaschirins Haus, in dem Gorki einen Teil seiner Kindheit verbrachte, ist eine Sehenswürdigkeit im heutigen Gorki (Bild rechts)

In Heft 7/86 der FREIEN WELT riefen wir zur Leseraussprache über Sowjetliteratur auf. Inzwischen erreichten viele Briefe zu diesem Thema unsere Redaktion. Sibirische Autoren waren im Gespräch, Aitmatow und die Klassiker sowjetischer Literatur. Hier nun setzen wir die Diskussion fort mit Lesermeinungen zum Werk des Begründers des sozialistischen Realismus Maxim Gorki und zu anderen sowjetischen Schriftstellern und ihren Büchern. Schreiben auch Sie uns.

Als spiele er mit meiner Seele

Ich glaube, nach den Erfahrungen unseres Theaters und meines eigenen Entwicklungsweges sagen zu können, daß das Bekanntwerden mit sowjetischer Literatur für eine große Anzahl von Bürgern unseres Landes zu einem echten Bedürfnis geworden ist… Welche Autoren ich selbst bevorzuge? Das wäre eine lange Liste – einige sollen genannt sein: Alexander Wampilow, Daniil Granin, Victor Rosow, Michail Schatrow, Alexander Gelman. Aitmatows wunderbar poetische Prosa spricht ebenso zu mir wie der Realismus der großen Russen Lew Tolstoi und Anton Tschechow. Der Erste und Größte aber ist für mich Gorki. Er schöpft aus der Tiefe des Lebens, das er wie kaum ein anderer kennt, seine Gestaltungskraft hat wahrhaft Shakespearsche Größe. Was mich immer wieder fasziniert, ist die Unmittelbarkeit und Wahrhaftigkeit seiner Menschengestaltung. Seinen reichen Figuren fühle ich mich verwandt.

Albert Hetterle, Intendant des Maxim Gorki Theaters, Berlin

Liebe FREIE WELT! Da hast Du Dir was Schönes einfallen lassen. Natürlich zähle ich auch zur „Stammkundschaft"… Mit Aussagen über Gorki habe ich in meiner Lehrerprüfung „eine 1 gebaut" – das ist 32 Jahre her. Meine Bekanntschaft mit sowjetischer Literatur begann indessen viel früher. Ich glaube, „Der wahre Mensch" von Boris Polewoi war für mich die erste fesselnde Lektüre dieser Art… Seit einigen Jahren hat mich sowjetische Phantastik besonders gepackt, allen voran die der Brüder Strugazki.

Fritz Hoffmann, Weißenfels

Im Jahre 1948 kaufte ich den im SWA-Verlag Berlin erschienenen Roman „Die Mutter". Die künstlerische Gestaltung des revolutionären Kampfes des Proletariats in diesem Buch fesselte mich derart, daß ich es am Feierabend kaum aus der Hand legte, bis es durchgelesen war. Für einen damals Zwanzigjährigen bedeutete das schon etwas. Dann besuchte ich während einer Wolga-Schiffsreise in Gorki das Haus, in dem der Dichter aufgewachsen war. Beeindruckt hat mich auch einer der Helden in Maxim Gorkis Erzählung „Das Städtchen Okurow", der über Rußland sagt: „Rußland? Nun ja, Rußland ist zweifellos ein Kreisstaat. Rechne mal – Gouvernementsstädte gibt es an die 40, Kreisstädte aber wohl Tausende! Das ist Rußland…"

Günter Hauschild, Crimmitschau

Frage 1: Meine Bekanntschaft mit sowjetischer Literatur begann 1940 in Berlin, als ich 12 Jahre alt war. Ein Bekannter lieh mir heimlich erst Maxim Gorkis „Nachtasyl" und anschließend Gladkows „Zement". Leider kam er – als Jude – 1945 auf dem Sachsenhausener Todesmarsch um. Frage 2: Ehrenburg, Katajew, Polewoi, Simonow, Scholochow. Frage 3: Die Problematik des Großen Vaterländischen Krieges. Frage 4: Scholochows „Ein Menschenschicksal" ist – neben einigen Erzählungen von O'Henry – die ergreifendste Geschichte, die ich je gelesen habe.

Dr. Horst Bein, Berlin

Es gibt viele sowjetische Schriftsteller, die ich bevorzuge, doch, wenn ich mich entscheiden soll, dann möchte ich Simonow, Aitmatow und Polewoi nennen. Besonders beeindruckt haben mich zwei kurze Werke: Einmal Gorkis Geschichte „Wie ein Mensch geboren ward". Er schildert darin die Geburt eines Kindes auf der Straße. Da ich Hebamme bin, hat mich das besonders angerührt. Zum zweiten gefiel mir Simonows Gedicht „Wart auf mich" schon vor Jahrzehnten. Als ich es vor kurzem einmal wieder las, hatte es nichts von seiner Wirkung auf mich verloren.

Inge Scholze, Dresden

Das Werk „Kleine Prosa I" von Michail Bulgakow nimmt einen Lieblingsplatz in meinem Herzen ein. So oft ich auch einige Episoden herausgreife und wiederholt lese, erkenne ich immer neue Aspekte. Die Geschichten erscheinen mir oft in einem anderen Licht. Der Satiriker Bulgakow greift seine „Geschichten" aus dem Alltag der Zeit zwischen Wirbel der Revolution und Bürgerkrieg. Durch die fast peinlich genauen Schilderungen der Geschehnisse wirken sie auf den Leser ironisch. Es wird nicht nur das kleinbürgerliche und eigennützige Leben gezeigt. Bulgakow versteht es, das komplizierte und dramatische Innenleben des Menschen an seinem Handeln aufzudecken. Manchmal hatte ich sogar den Eindruck, er spiele mit meiner eigenen Seele, also mit der Seele des Lesers. Obwohl ich in dieser aufopferungsvollen Zeit nicht gelebt habe, fühle ich mich angesprochen. Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgehen, daß „Kleine Prosa I" eine indirekte Offenbarung der Seele Bulgakows darstellt.

Katrin Sonnenberg, Jähdeneck, 19 Jahre

15 Buchpreise wie eine zehnbändige Gesamtausgabe von Iwan Turgenjew, eine Prachtausgabe „Holländische Malerei in russischen Museen", eine Auswahl Sowjetliteratur in Exlibris-Bänden und andere Liebhaberstücke sind für die interessantesten Zuschriften ausgesetzt sowie
10 Geldpreise à 100,– M
Jeder Teilnehmer dieser Aussprache ist durch seine Zuschrift außerdem obligatorisch an der Auslosung des Hauptgewinns unseres großen Literaturpreisausschreibens beteiligt, das im September beginnt und für das eine **Reise ins literarische Moskau** ausgesetzt ist.

Wenn Sie dabeisein wollen, schreiben Sie unter dem Kennwort: STAMM-KUNDSCHAFT-SOWJETLITERATUR an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.

Ein Buch, das mir gefallen hat, ist Aimee Beekmanns „Partnerwahl". Eine junge Frau, Deutschlehrerin in einer estnischen Stadt, sucht sich ihren Platz im Leben, erkämpft sich ihr Glück allen Konventionen und überholten Moralbegriffen zum Trotz. Man kann sich mit ihr und ihren Problemen identifizieren, Parallelen ziehen, darüber nachdenken und diskutieren. Daran erkennt man ein gutes Buch: es ist dem Leser Gesprächspartner und hilft einem, solche zu finden.
Top-Hit bei den Kindern und Enkeln: die Märchenbücher von Alexander Wolkow. Als mein Sohn 10 Jahre alt war, bestand er darauf, in eine andere Stadt umzuziehen. Grund: im dortigen Schulhort wird aus dem „Zauberer der Smaragdenstadt" vorgelesen!

Erika Schwarz, Vetschau

Ich bin Studentin für Russisch/Französisch im ersten Studienjahr. Manch einer könnte meinen, wenn man zwei so wichtige Sprachen studiert, sei es eine Selbstverständlichkeit, sich über die Pflichtlektüre hinaus mit der Literatur dieser Länder zu befassen. Leider sehe ich, daß das nicht immer der Fall ist.
Einen wesentlichen Beitrag dazu, daß ich begann, Werke sowjetischer und russischer Autoren zu lesen, leistete mein Russisch-Lehrer an der EOS. Durch ihn veranlaßt, versuchte ich der Eigenart russischer und sowjetischer Literatur auf die Spur zu kommen. Das erste russische Buch, das ich bewußt – im Vergleich etwa zu Kinderbüchern von Gaidar – las, war von Ilja Ehrenburg. Fortan holte ich mir sämtliche Werke Ehrenburgs aus der Bibliothek. Die moderne sowjetische Literatur begeistert mich mehr als die klassische russische oder die Sowjetliteratur der frühesten Jahre. So lese ich Jewgeni Jewtuschenko. Er war mir schon früher mit Gedichten („Meinst du, die Russen wollen Krieg") aufgefallen. Neulich erstand ich sogar im Buchladen Jewtuschenkos „Beerenreiche Gegenden". Manche Menschen sagen, daß sie sowjetische Bücher ob der zahlreichen handelnden Personen mit schwer unterscheidbaren Namen nicht so gerne lesen. Etwas ist an dieser Aussage. Aber hat nicht jede Literaturgattung, jeder Schriftsteller, jeder Landstrich andere poetische Ausdrucksmöglichkeiten? Gerade in ihrer Gestaltung sind sowjetische Bücher doch sehr einfach, natürlich gehalten. Mich fesselt an einem Buch nicht nur immer wieder die Handlung, sondern auch die Verbindung zum Autor, eigenes Erleben, Probleme der gegenwärtigen Zeit fließen auch immer in historische Romane oder Zukunftserzählungen mit ein. Hierin liegt der mich an der Literatur so sehr anziehende Punkt. Wenn ich ein Buch lese, informiere ich mich natürlich auch über den Autor, wenigstens kann ich ihn nach seiner gesellschaftlichen und sozialen Stellung einschätzen, sonst fände ich es sinnlos, ein Buch zu lesen.
Daß ich mich sehr für Gegenwartsliteratur interessiere, ist vielleicht auch ganz normal, da ich studiere, 19 Jahre alt bin und noch fast mein ganzes Leben vor mir habe. Durch die Literatur habe ich begonnen, mehr vom Leben zu sehen; die Sowjetliteratur hält in dieser Hinsicht ein reichhaltiges Angebot bereit.

Dörte Kluglich, Leipzig

Wir hatten gefragt:

1. Wie begann Ihre Bekanntschaft mit Sowjetliteratur?
2. Welche Schriftsteller sind Ihnen die liebsten?
3. Welches Thema sagt Ihnen besonders zu?
4. Hat Sie ein Buch besonders beeindruckt und warum?

Michail Kusmin

Die platonische Charlotte

Michail Kusmin (1875–1936) begann erst nach dem dreißigsten Lebensjahr seine Schriftstellerlaufbahn. Er stammte aus einer Adelsfamilie, studierte zunächst am Petersburger Konservatorium Komposition als Schüler von Rimski-Korsakow und suchte später beide Künste in Szenen und Stücken zu vereinen. Seine Erzählungen wurden bald ihres eleganten und geschliffenen Stils wegen hoch geschätzt. In seiner Lyrik besang er gerne weltliche Freuden und sinnliche Liebe, die unsere Geschichte allerdings nur ahnen läßt.

Charlotte Iwanowna wußte besser als jeder andere, was für eine Bewandtnis es mit „platonischer Liebe“ hatte. Gewiß, sie las nicht Plato, es sei sogar zweifelhaft, daß sie überhaupt etwas von ihm wußte, doch so oft sie Ilja Petrowitsch fragte: „Wie nennt man doch ein Verhältnis wie zwischen Ihnen und mir?“, erhielt sie unweigerlich zur Antwort: „Das nennt man platonische Liebe.“ Und umgekehrt, auf die Frage: „Was ist platonische Liebe?“, antwortete Ilja Petrowitsch jedesmal: „Platonische Liebe? Das ist ein Verhältnis wie das zwischen Ihnen und mir, Charlotte Iwanowna.“

Somit war klar, daß platonisch lieben hieß: in aller Frühe aufstehen, auf den Markt gehen, von Peski auf die Morskaja-Straße laufen, um französische Brötchen zu holen, andächtig zuschauen, wenn Ilja Petrowitsch Schülerhefte korrigierte, ihm Knöpfe annähen und die Socken stopfen und namentlich in all dem eine Quelle nicht gerade sehr mannigfaltiger, so doch unversiegbarer Freuden finden. Freilich verlangte die platonische Liebe auch, daß man etwas wagte und nichts auf die öffentliche Meinung gab. Falls Charlotte Iwanowna dies früher nicht gewußt hatte, so erkannte sie es doch in aller Deutlichkeit, als sämtliche Verwandten und Bekannten ihr den Rücken kehrten, nachdem sie zu dem alleinstehenden Herrn Weniaminow gezogen war. Ilja Petrowitschs wenige Bekannte behandelten sie halb als Wirtschafterin, halb als nicht angetraute Lebensgefährtin. Aber was gab ihr diese Liebe? Der Vorzug aller Philosophie, darunter auch der griechischen, besteht darin, daß sie Antwort auf alle möglichen Fragen gibt. Ilja Petrowitsch wußte dies der Freundin vortrefflich auseinanderzusetzen. „Platonisch ist eine Liebe, die nichts fordert, die glücklich ist, daß der andere existiert, mehr nicht.“ Allerdings ließ Ilja Petrowitsch dabei jene französischen Brötchen außer acht, nach denen Charlotte Iwanowna tagtäglich von Peski bis auf die Morskaja-Straße laufen mußte. Natürlich hätte jemand, der in platonischer Liebe besser bewandert war, so manches gegen Herrn Weniaminows Definition dieses Gefühls einwenden können, doch Charlotte Iwanowna glaubte Ilja Petrowitsch aufs Wort, und zur Freude, die sie empfand, daß der andere existierte, kam bei ihr ein gewisser Stolz, daß all dies einen so schönen, erhabenen Namen hatte.

Sie erinnerte sich noch sehr wohl jenes Tages, an dem sie Ilja Petrowitsch zum erstenmal gesehen hatte. Sie kam zu Weniaminow als Abschreiberin und vermutete nicht im geringsten, daß diese Stelle sich von anderen unterscheiden könne. Sie vermutete es auch dann nicht, als sie Ilja Petrowitsch sah. Er wirkte sympathisch, weiter nichts – gekräuseltes Kinnbärtchen, goldene Brille, eine große, zur Fülle neigende Figur. Sie wußte selber nicht, wie es gekommen war. Vielleicht beeindruckte sie das geordnete, tätige und einsame Leben dieses Mannes, der ihr auf den ersten Blick sehr klug dünkte. Außerdem war er gewissermaßen ein Literat, er verfaßte zuweilen Artikel für eine Zeitschrift des Bildungsministeriums. Ilja Petrowitsch behandelte sie mit jener zu nichts verpflichtenden Liebenswürdigkeit, die er aller Welt gegenüber an den Tag legte. Hin und wieder kamen erwachsene Schüler zu ihm, schüchtern trugen sie ihre Bitten vor, und Charlotte Iwanowna glaubte, Herr Weniaminow sei Professor, ein außergewöhnlich gelehrter, beinahe ein Goethescher Faust – und sie, Charlotte Iwanowna, was war sie? Ein blondes Gretchen? Bei diesem Gedanken wurde sie rot wie eine Kirsche, vertippte sich und hörte fast gar nicht mehr, was Ilja Petrowitsch ihr liebenswürdig und klar gegliedert sagte. Für sie wäre es ein unerhörtes Glück gewesen, in dieses ausgeglichene, erhabene und schöne Leben einzutreten. Natürlich wagte sie nicht, auch nur im Traum Anteil am geistigen Leben ihres Faust zu nehmen, wohl aber vermochte sie ihm wie kein anderer mancherlei Alltagsannehmlichkeiten zu schaffen, damit sich jenes andere Leben frei und ungehindert entfalten konnte. Das geschah ganz schlicht und wie von selber. Einmal, als Charlotte Iwanowna auf der Schreibmaschine klapperte, brachte das Dienstmädchen Wäsche herein, die die Waschfrau soeben abgegeben hatte; Charlotte Iwanowna unterbrach kurz die Arbeit und warf einen schnellen Hausfrauenblick auf den weißen Stapel, auf dem zuoberst eine bunte

Kleinigkeit lag, dann stand sie auf, sah behutsam die Wäschestücke durch und machte sich wieder ans Tippen. Ilja Petrowitsch staunte nicht wenig, als Charlotte Iwanowna am nächsten Tag mitten in einem Gespräch fragte: „Ilja Petrowitsch, wer kümmert sich eigentlich um Ihre Wäsche?“

„Was sagen Sie, Charlotte Iwanowna?“

„Ich fragte, wer sich um Ihre Wäsche kümmert“, wiederholte Charlotte und beugte sich noch tiefer über die Schreibmaschine.

„Wie kommen Sie denn darauf? Das weiß ich nicht, wahrscheinlich das Dienstmädchen.“

„Das tut sie aber sehr schlecht. Es ist doch ein Ding der Unmöglichkeit – Sie haben schöne blaue Sokken, und sie stopft sie mit dickem schwarzem Baumwollgarn.“

Charlotte Iwanowna war nun vollends verlegen, gleichzeitig hatte sie aber das Gefühl, Ilja Petrowitsch nähergekommen zu sein, weil sie von seinen blauen Socken wußte. Es ist fraglich, ob Herr Weniaminow ebenso Verlegenheit und Annäherung empfand, doch er erwiderte lächelnd: „Tja, was soll ich machen? Ich muß doch froh sein, daß sie so stopft. Was will ein alter Junggeselle wie ich mehr?“

Er antwortete, wie es sich gehörte, wie ein Mann, schamhaft und ernst, er antwortete so trocken und mutig, weil er allzu feinsinnig war und es als peinlich empfand, daß er Socken hatte, obendrein blaue, ja, daß er überhaupt Füße hatte.

Ach, wie gut verstand dies Charlotte Iwanowna!

Im Weggehen sagte sie ganz schüchtern: „Ich habe eine Bitte, Ilja Petrowitsch, lassen Sie mich die Sachen mitnehmen, die nicht in Ordnung sind. Ich bessere sie zu Hause aus.“

„Aber Charlotte Iwanowna, das geht doch nicht. Wieso wollen Sie meine Wäsche flicken?“

„Bin ich denn eine Prinzessin? Wissen Sie, ich bin zu sehr Deutsche, gutbürgerliche Deutsche, und daher kann ich hauswirtschaftliche Nachlässigkeit nicht mit ansehen.“

Ilja Petrowitsch schmunzelte und sagte: „Ich glaube, Sie machen sich da selber schlecht, Ihr Anerbieten rührt nicht allein von Ihrer deutschen Abstammung her.“

„Nun ja, nun ja! Gewiß! Für jeden würde ich das nicht tun, aber wo ich so große Stücke auf Sie halte, kann ich es nicht sehen, daß es Ihnen an Fürsorge fehlt.“

Ilja Petrowitsch drückte Charlotte die Hand und sagte: „Ich bin Ihnen zutiefst dankbar, zutiefst… trotzdem meine ich, wäre das wohl nicht angängig…“

„Aber warum denn nicht?“

„Allein deshalb, weil Ihre Verwandten daran Anstoß nehmen könnten.“

„Die würden sich nichts dabei denken, außerdem habe ich ein eigenes Zimmer, da könnte ich es nachts machen, wenn alle schlafen.“

„Aber warum wollen Sie sich nun auch noch die Nächte meinetwegen um die Ohren schlagen?“

„Ilja Petrowitsch, ich bitte Sie! Das wäre so hübsch! Ich würde die Katze zu mir nehmen, alle würden schlafen, die Katze würde schnurren, und ich würde arbeiten und an Sie denken.“

Mit dieser Unterredung war Charlotte Iwanownas Schicksal besiegelt. Nach der Wäsche kam der Kaffee, der bei Ilja Petrowitsch nicht richtig gekocht wurde, dann interessierte sie sich für seinen Tisch, dann blieb sie nach der Arbeit noch eine Weile, um an Ort und Stelle Ordnung zu schaffen, sie kam zeitiger, noch ehe Ilja Petrowitsch aufgestanden war, schließlich fand man, Charlotte Iwanowna verbringe ohnehin so viel Zeit in Weniaminows Wohnung, daß es weit einfacher sei, wenn sie ganz zu ihm zöge und die Eltern nur noch täglich besuchte. Dieser Plan stieß bei Charlottes Familie unerwartet auf starken Widerstand, doch wenn Charlotte Iwanowna deutsche Hausfrauentugend auszeichnete, so auch typisch teutonische Hartnäkkigkeit. Außerdem ist längst bekannt und erwiesen, je idealistischer und abstrakter Gefühl und Gesinnung, um so stärker werden sie, sofern bedrängt und verfolgt.

Mehrere heftige Szenen führten dazu, daß Charlotte Iwanowna endgültig bei ihrem Entschluß blieb und sich als Opfer und Heldin vorkam.

„Paß auf, Töchterchen, du betrittst eine schlüpfrige Bahn“, sagte der Vater, ohne Rock, in Hemdsärmeln, als er Charlotte verabschiedete.

Die Mutter, nach Frauenart feinfühliger, umarmte Charlotte und sagte: „Ich sehe, Lottchen, du hast ihn sehr lieb, gib trotzdem acht auf dich.“ Und Charlotte Iwanowna flog nach Peski, als harre ihrer in dieser Wohnung mit den gestopften Socken und dem richtig gekochten Kaffee die Befreiung.

Charlottes Umzug änderte ihre Lage nicht so sehr, wie er sie bekräftigte, und hier erfuhr sie zum erstenmal, was platonische Liebe bedeutet und wie ein Verhältnis wie das zwischen ihr und Ilja Petrowitsch heißt. Nach Hause ging sie nicht so oft, wie zunächst beabsichtigt, überhaupt sah sie kaum jemanden, da sich ihr Leben abspielte zwischen Kaffee, Herrn Weniaminows Socken und der Schwärmerei für ihr schönes, erhabenes Los.

Außer dem übertriebenen Hang zum Schwärmerischen, der Charlotte Iwanowna indes nicht daran hinderte, eine höchst vernünftige, ja berechnende Hausfrau zu sein, hatte sie noch eine Schwäche – sie lief sehr gern Schlittschuh. Es störte sie nicht, daß diesen Sport zumeist Halbwüchsige unter fünfzehn Jahren betreiben, und so nahm sie an jedem freien Tag, vor dem Essen, ehe Ilja Petrowitsch nach Hause kam, die glänzenden Schlittschuhe und ging allein in den Taurischen Garten, während am Ende der Kortschnaja-Straße die Wintersonne schon im Dunst verschwand. Die Absperrungen der Bahn störten sie, und sie bedauerte, daß sie sich keine Eintrittskarte für den Park selber kaufen konnte, wo auserwählte Glückskinder so schön liefen, Offiziere und junge Fräuleins, die mit ihrer Miss herkamen, und von wo man Bäume sah, die Häuser der fernen Straße und das winterliche Abendrot. In schnellem Lauf zog Charlotte Iwanowna ihre Kreise, und dabei wuchs ihr Mut so sehr, daß sie sich einmal mit einem Studenten ins Gespräch einließ. Er war klein, rosig, hatte einen krausen rötlichen Backenbart und eine zierliche, schmale Nase. Er lief in einem Wattemantel mit Kragen und hieß Kolja. Charlotte Iwanowna wußte nicht mehr, wie sie sich kennengelernt hatten und wie es kam, daß er sie jedesmal ein Stück auf dem Heimweg begleitete, zwei Paar scheppernde Schlittschuhe in der Hand. Für sie hob er sich eigentlich gar nicht von der Eisbahn ab, und daß er kein Baum, kein Zaun, kein winterliches Abendrot war, wurde sie erst gewahr, als er einmal, da er sie bis vor die Haustür gebracht hatte, unvermittelt sagte: „Charlotte Iwanowna, ich wollte es Ihnen schon lange sagen, daß ich Sie sehr, sehr liebe.“

„Nein, nein, das dürfen Sie nicht!“ sagte Charlotte ängstlich.

„Warum darf ich das nicht?“

„Weil ich einen anderen liebe!“ versetzte Charlotte Iwanowna, und alsbald breitete sich freudiger Stolz in ihrem Herzen aus wie der rote Widerschein der Sonne am Himmel. Sie beachtete es fast gar nicht, wie sich Koljas kleine Nase kräuselte und wie er hastig stammelte und blinzelte. Schließlich hörte sie: „Nur verbieten Sie mir nicht, an Sie zu denken und auf Sie zu warten. Ich werde Sie platonisch lieben.“

„Nein, unterstehen Sie sich!“ rief Charlotte und trat ins Haus.

Fortsetzung Seite 41

Illustration: Gerhard Bläser

Igel – der Kaktus des Tierreichs. Bierce

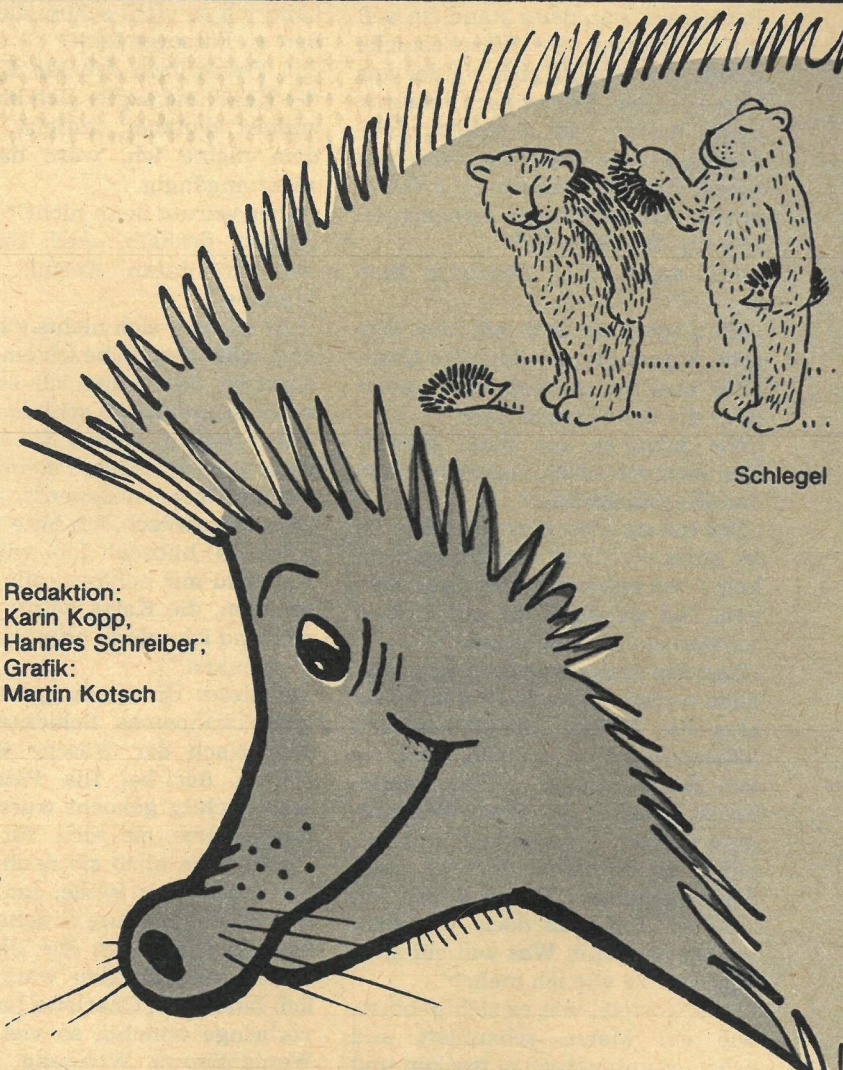
Geflügelte Worte

Zu einem großen Instrument
sprach einst ein kleiner dummer Igel:
„Sag mir, aus welchem Grunde nennt
man dich bewundernd einen ‚Flügel'?
Ich hab dich noch nicht fliegen sehn
und glaube auch nicht, daß du's kannst." –

„Was willst du Dummkopf nicht verstehn?"
hat ihn der Flügel angeranzt.
„Schau dir doch nur die Vögel an;
man braucht zum Flug der Flügel zwei.
Wenn ich d i e hätt, mein lieber Mann,
dann wäre ich sofort dabei!"

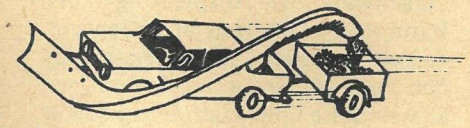
Das leuchtete dem Igel ein,
so simpel war das Argument.
Er trollte sich im Mondenschein…
Erhaben stand das Instrument.

Günter Gregor



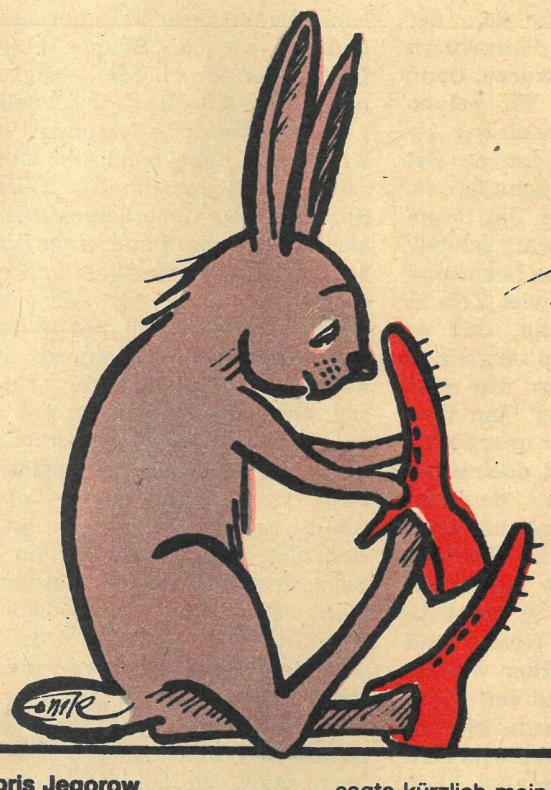
Schlegel

Schlegel



Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Dmitrijew, Moskau



Die große Sau wühlt dort an Nachbars Zaun.
Da kommt ein Igel, struppig anzuschaun,
und sprach bewundernd zu der Sau: „Fürwahr,
was hast du einmal doch für feines Haar!"
Und diese grunzt mit feinem fetten Lachen:
„Ja – feine Leute haben feine Sachen."

Heinrich Seidel

Boris Jegorow

Nadelstiche

„Es steht nicht gut mit Ihnen", meinte der Arzt, nachdem er mich untersucht hatte. „Rauchen Sie?"
„Ja." „Lassen Sie das Rauchen. – Essen Sie fettreich?" –
„Ja." „Unterlassen Sie das. Was arbeiten Sie?" –
„Ich schreibe Satiren."
„Ich rate Ihnen, hören Sie auf, Satiren zu schreiben."
Auf dem Heimweg überlegte ich: Der Arzt hat recht. Es ist zwar nicht erwiesen, was schädlicher ist: rauchen oder Satiren schreiben. Die Schwierigkeiten liegen hier nicht im Genre, sondern in den Folgen. Jeder fühlt sich gleich getroffen. Man beklagt sich: „Was hast du nur angerichtet? Du hast mich vor allen Leuten bloßgestellt!" sagte kürzlich mein Nachbar.
„Wie das?" erwiderte ich ahnungslos.
„Na, in deiner letzten Geschichte! Wer ist da der negative Held? Ein gewisser Viktor Petrowitsch! Und das bin ich! Alles stimmt. Viktor Petrowitsch kommt zu spät zur Arbeit, spielt gern Karten. Ich auch …"
Ich schwöre mir, keinen Viktor Petrowitsch mehr zu verwenden. Vielleicht Stepan Sergejewitsch.
„Auf keinen Fall!" beschwört mich meine Frau, „der wohnt im Nebenhaus."
Ich hole ein Nachschlagewerk für Vor- und Vatersnamen. Aber es hilft nichts. Nach wie vor ruft man mich an und beklagt sich: „Boris, warum schreibst du, unsere Kaderabteilung ginge mit den Menschen herzlos um?"
„Aber es ist doch eine erfundene Geschichte, ich nenne keinen Betrieb!" verteidige ich mich.
„Das behauptest du! Aber uns hat man einen Verweis verpaßt!" Ich habe mir geschworen, über Kaderabteilungen, Buchhaltungen, Flughäfen, wissenschaftliche Institute und über die Feuerwehr nicht mehr zu schreiben. Auch der Ort der Handlung muß neu durchdacht werden. Vielleicht sollte man die Handlung auf einen anderen Planeten verlegen? Und der negative Held bin ich selbst. Als Gesprächspartner lasse ich jetzt immer meine Frau auftreten. Eines Tages sagte sie: „Warum habe ich nur einen Satiriker geheiratet? Ich habe es satt, ewig die negative Heldin zu sein!" Damals hatte ich eine lustige Geschichte geschrieben. Sie begann so:
„Ich sagte zu meiner Frau: ‚Laß uns zusammen an die See fahren.' Sie antwortete: ‚Einverstanden.'"
Ich mußte die Geschichte umarbeiten, so daß nicht mehr meine Frau darin vorkam, sondern eine andere. Also: „Ich sagte zu einer fremden Frau: ‚Komm, wir wollen gemeinsam an die See fahren!'" – Meine Frau reagierte wiederum sauer, obwohl ich ihr von dichterischer Freiheit, dem Recht des Künstlers auf Verallgemeinerung und die Wahl des lyrischen Helden sprach. Unser Streit endete mit einem erneuten Arztbesuch.
„Haben Sie das Rauchen gelassen?" – „Ja."
„Und das Satireschreiben?" – „Nein."
„Ich rate Ihnen, bevor es zu spät ist: Passen Sie auf, daß es mit Ihnen nicht so endet, wie mit dem Helden Ihrer Geschichte über die Poliklinik. Übrigens: mal ehrlich: Warum machen Sie darin die Ärzte lächerlich? Was haben wir Ihnen denn getan?"

Aus dem Russischen von Fritz Pietzonka

Was zu spitz ist, wird leicht stumpf.
Sprichwort

Besser eines Igels Haut in dem Bett, als eine falsche Braut. Freidanks Bescheidenheit Eifersucht ist

Butter

„Eine neue Frisur – der ‚Rasenmäherschnitt'!"

Interstich

Gestochen ist gestochen, sagte die Mücke zum Igel.

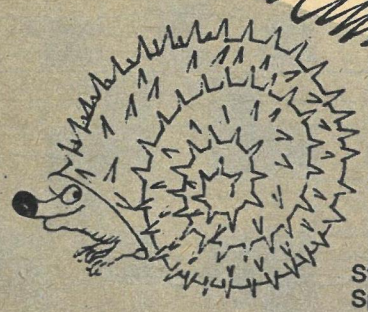
deutsch

Einen Igel streichelt man nicht.

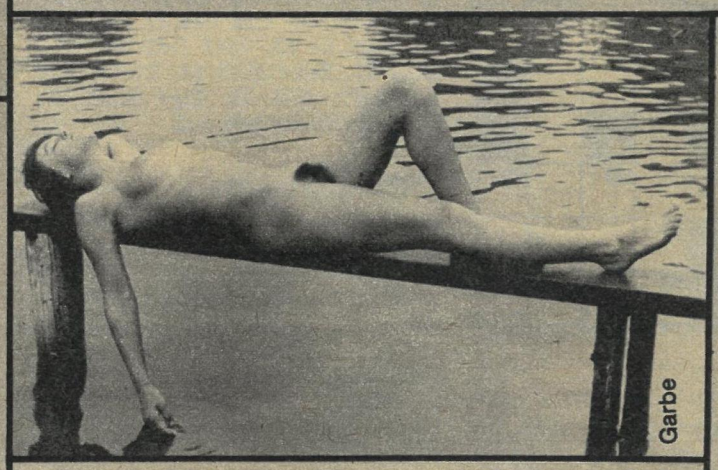
bulgarisch

Mit einem Hirsch kann sich kein Igel messen.

kaukasisch



Stechlin, der keusche Spießgesellenschneck von Steger

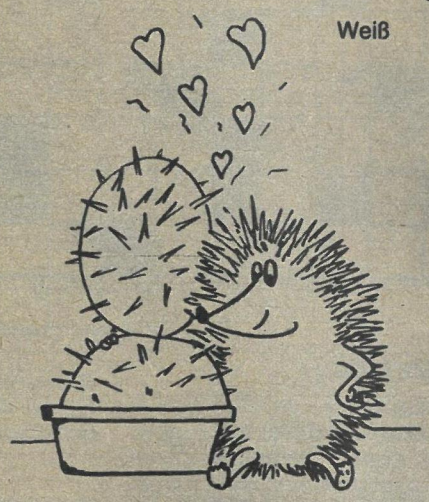


Garbe

Auch abgerundet Scheinendes kann mit Spitzfindigkeiten gespickt sein.

Georgiev, Sofia

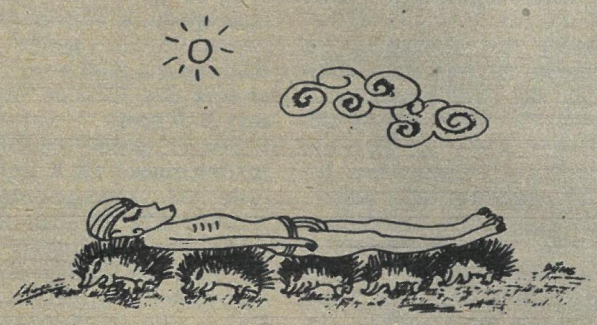
Weiß



Schneider

2 Wochenspruch

Witz ist spitz!



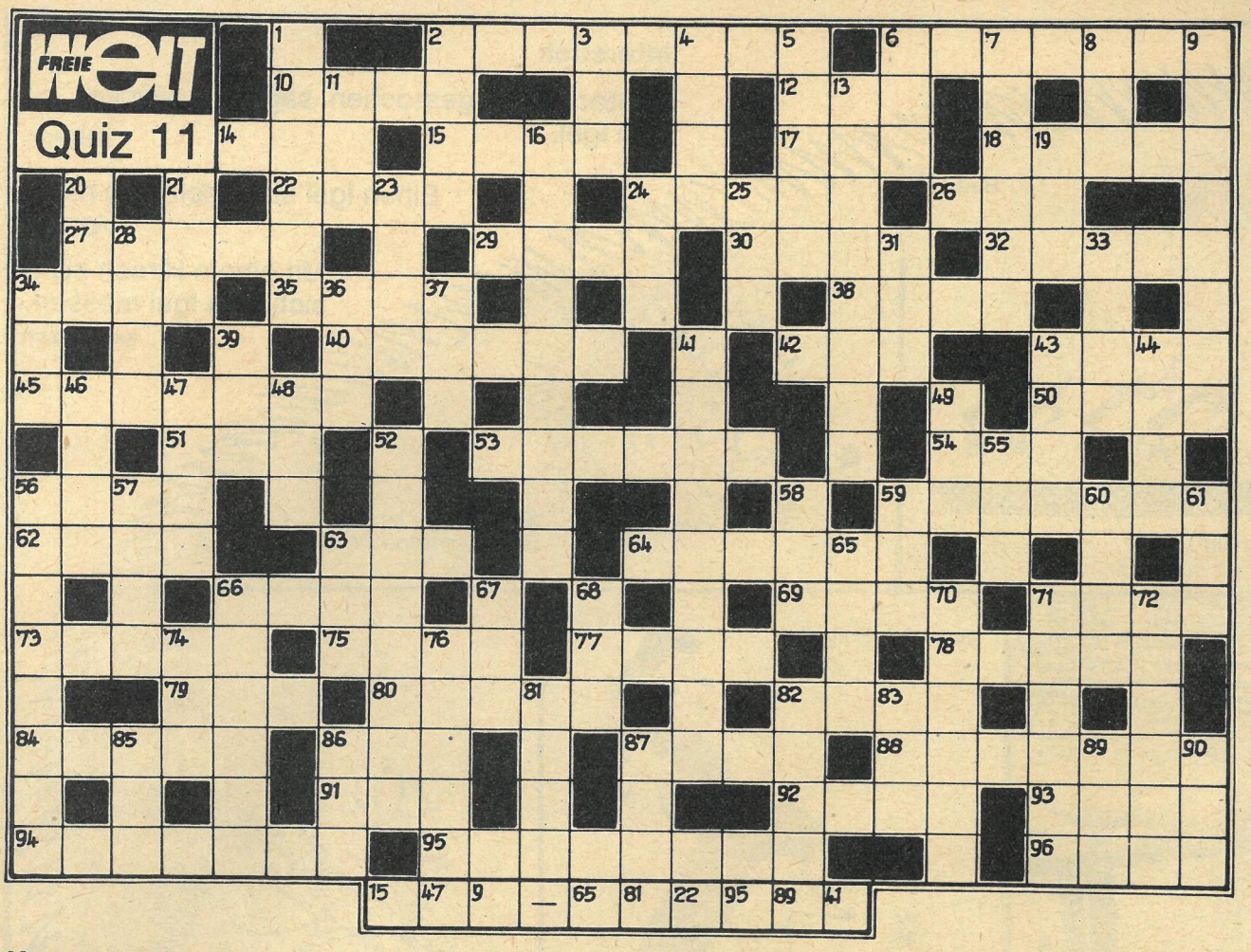
Ly Truc Dung, Hanoi

**Die Kunst läßt weg,
so geht die Sage.
Nur, was sie wegläßt,
ist die Frage.**

Kasanewski, Kiew

Der Wolf und der Igel besuchten eine Gemäldeausstellung. Dort hing auch ein Porträt des Wolfes, das der Affe verfertigt hatte. Der Wolf lobte das Bild über alle Maßen. Wie kannst du so was loben, wunderte sich der Igel, selbst die Hasen werden lachen, wenn sie dich so sehen. Deine wahre Natur ist überhaupt nicht zu erkennen. Eben deshalb gefällt mir das Bild, erklärte der Wolf.

Gerhard Branstner



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2. russ. revolut. Demokrat, Philosoph und Publizist (gest. 1848), 6. russ. Chemiker (gest. 1911), 10. synthetischer Kautschuk, 12. Badeort in Belgien, 14. Drehpunkt, 15. histor. spanische Landschaft, 17. durch Sieden entstehende Lösung, 18. Kreisstadt im Bezirk Dresden, 22. iranische Währungseinheit, 24. Bildhauer und Maler der ČSSR (gest. 1938), 26. das Universum, 27. trop. Harzart, 29. Ausdrucks-, Schreibweise, 30. Stadt in Luxemburg, 32. italien. Geigenbauerfamilie, 34. Schiffsbaustadt a. d. Elbe, 35. Tonintervall im Neunstufenabstand, 38. männl. Hühnervogel, 40. Gestalt der Französ. Revolution (gest. 1794), 42. Wintersportgerät, 43. Kurs- und Nennwert von Wertpapieren, 45. dünnes Blättchen, 50. Blutgefäß, 51. Märchenwesen, 53. Frühlingsfest, 54. Eulenart, 56. südfranzös. Hafenstadt, 59. dänische Insel, 62. anhänglich, zuverlässig, 63. Windrichtung, 64. sowj. Bildhauer, 66. altägypt. Stadt im westl. Nildelta, 69. altgriech. Philosophenschule in Unteritalien, 71. obergäriges Bier, 73. sowj. Wasserkraftwerk am Wachsch, 75. Geliebte des Zeus, 77. oberitalien. Weinbaustadt, 78. Spiritus (Kurzw.), 79. Hinweis, 80. Dunst, 82. Liebesgott, 84. Hauptstadt Jordaniens, 86. Abk. für Minute, 87. Küstenschiff, 88. altgermanischer Stamm, 91. engl. Zahlwort, 92. Trinkgefäß, 93. Vorfahrin, 94. sowj. Maler und Grafiker (gest. 1969), 95. histor. Dorf westl. von Moskau (Schlachtfeld im Vaterländischen Krieg 1812 gegen Napoleon), 96. Schiffsseil.

Senkrecht: 1. sowj. Pianist von Weltruf (gest. 1974), 2. Spiel- und Sportgerät, 3. Elementarteilchen, 4. Alpenhirt, 5. antike Hafenstadt Kleinasiens (333. v. u. Z. Sieg Alexanders des Großen über die Perser), 6. Kurort, 7. kathol. Hilfsgeistlicher, 8. große Einfahrt, 9. russ. Männername, 11. Kurzform von Ulrich, 13. größter russ. Dichter (1799–1837), 16. sowj. Schriftsteller („Wie der Stahl gehärtet wurde"), 19. Fluß in Thüringen, 20. sowj. Schriftsteller („Die Wolokolamsker Chaussee"), 21. Erbfaktor, 23. Mädchenname, 24. Tauchvogel nördl. Meere, 25. Aufgußgetränk, 28. Klebemittel, 31. Meeres-Raubfisch, 33. westrumän. Industriestadt a. d. Mures, 34. Siedlung sowj. Turkvölker, 36. feierl. Gedicht, 37. Neckarnebenfluß, 39. Titelgestalt bei Strittmatter (Vorname), 41. russ. Schriftsteller (gest. 1841), 43. Männername, 44. Autor des Romans „Adel im Untergang", 46. Erfinder des Gasglühlichts, 47. Kletterpflanze, 48. albanische Währungseinheit, 49. küstennahe Stadt in Südvietnam, 52. russ.-sowj. Lyriker (gest. 1925), 55. getrocknetes Gras, 56. staatl. Norm, 57. Destillationsprodukt der Kohle, 58. Nebenfluß der Aller, 59. Anrede der 2. Person, 60. Anruf auf See, 61. schott. Fluß zur Nordsee, 63. englisch: Öl, 65. sauber, rein, 66. Familie der Glattoder Wühlechsen, 67. Ferment im Kälbermagen, 68. sowj. Schachgroßmeister, 70. mittelitalien. Stadt, 71. sowj. Maler, Architekt u. Kunsthistoriker (gest. 1960), 72. Himmelskörper (Mz.), 74. griech. Buchstabe, 76. Stern im Sternbild Schwan, 81. Zuchttier, 82. lateinisch: folglich, also, 83. Wolganebenfluß, 85. Monatsname, 86. ausgerotteter Riesenvogel Neuseelands, 87. Schwur, 89. Lebensbund, 90. Name eines Fußballstadions in Budapest.

Aus gegebenem Anlaß besuchte vor wenigen Wochen ein bekannter sowjetischer Künstler unsere Hauptstadt. Sein Vor- und Familienname bilden die Lösung unseres heutigen Rätsels. Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 11 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 25. Juni 1986 (Datum des Poststempels).

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 16/1986 der FREIEN WELT.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Schach

Smbat und Georgi

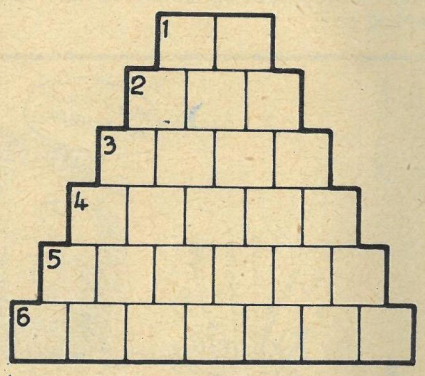
Smbat Lputjan aus Jerewan und Georgi Agsamow aus Taschkent waren im November 1984, in Saloniki vom FIDE-Kongreß „zum Ritter geschlagen", die beiden dienstjüngsten Internationalen Großmeister. Inzwischen errangen sie, den Berlinern und Potsdamern nicht unbekannt, zahlreiche Erfolge.

FRANZÖSISCH, S. Lputjan (Jerewan) – G. Agsamow (Taschkent), UdSSR-Meisterschaft, Riga '85: **1. d4 e6 2. e4 d5 3. Sd2 Sf6 4. e5 Sfd7 5. Ld3 c5 6. c3 Sc6 7. Se2 cd 8. cd Sb6 9. 0-0 Ld7 10. f4 h5 11. Sf3 Tc8 12. a3 a5 13. Sc3 Sa7 14. h3 Sc4 15. f5 Db6 16. Kh1 Le7 17. De1! S:b2?! 18.L:b2 D:b2 19. S:d5! ed 20. e6 Lc6 21. ef+ Kf8 22. Se5 Th6 23. De3 Db6 24. Tae1 Lf6 25. Sg6+ T:g6 26. fg D:d4 27. De2 Ld7 28. Lf5! Lb5 29. L:c8! L:e2 30. T:e2 Le5 31. Ld7 Sc6 32. L:c6 bc 33. Tfe1 Dd3 34. T:e5 D:g6 35. Te8+ K:f7 36. T1e7+ Kf6 37. Te6+ Kf5 38. T:g6 K:g6 39. Te6+ Schwarz gab auf.**

Rätselpyramide

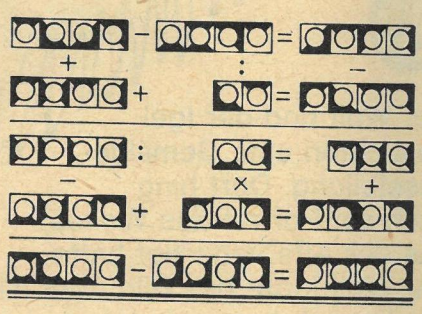
Für jedes der folgenden Wörter sind die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs, zusätzlich eines weiteren Buchstaben, zu verwenden:

1. chem. Zeichen für Tellur, 2. nordostspanischer Küstenfluß, 3. Überbleibsel, 4. Herbstblume, 5. Bildpunkt, feines Liniennetz, 6. Fahrzeuganlasser.



Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



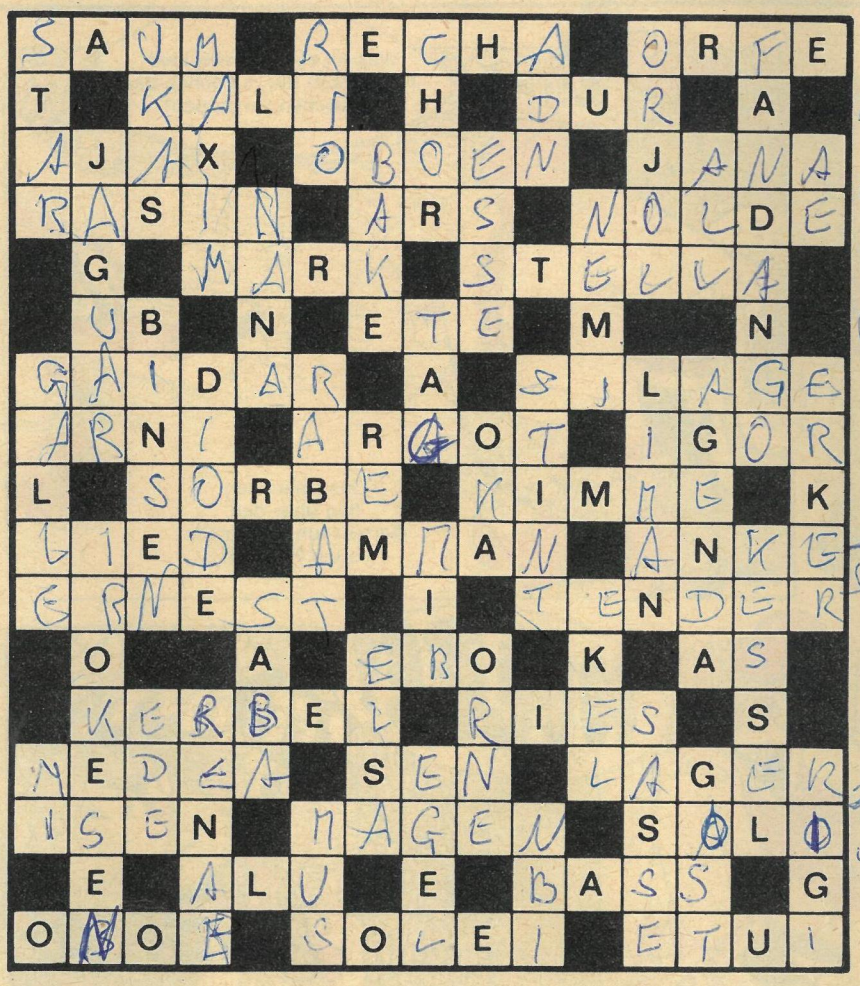
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Fernschreib-Nr. 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur (amt.): Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Georg Walter

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von der Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. DDR-Nachrichtenagentur, 2. griech. Sagenheld vor Troja, 3. Hauptstadt Jordaniens, 4. ein Leichtmetall (Kurzw.), 5. Merkbuch, 6. asiat. Büffel, 7. Stahlplatte mit Versteifungen, 8. das Universum, 9. hohe Spielkarte, 10. lateinisch: Kunst, 11. Zeichen für astronomische Einheit, 12. französ.: Jargon; Umgangssprache, 13. verankertes Seezeichen, 14. männliche Stimmlage, 15. schilfähnliche Wasserpflanzen, 16. Sängervereinigung, 17. Zweipolröhre, 18. Tongeschlecht, 19. Vorname Hemingways, 20. Operngestalt aus „Lohengrin", 21. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 22. Saugwurm, 23. Hausvorbau, 24. französisch: Sommer, 25. Gestalt a. d. „Dreigroschenoper", 26. Abscheu, 27. Behältnis, 28. Rauchfang, 29. ein spanischer Nationaltanz, 30. Absonderung der Leber, 31. sowj. Jugendbuchautor (1941 gefallen), 32. staatl. Allunionsstandard in der SU, 33. russ. Männername, 34. nordamerikan. Indianerstamm, 35. Nebenfluß des Inn in Bayern, 36. tschech. Mädchenname, 37. Großkatze, 38. Düngemittel, 39. Gewürzpflanze, 40. Großkochtopf, 41. Teil der Visiereinrichtung, 42. Vorratsraum, 43. haffähnl. Bucht (bes. am Schwarzen Meer), 44. vertontes Gedicht, 45. Knocheninneres, 46. Vorname Gorkis, 47. inneres Organ, 48. Name der neuen sowj. Orbitalstation, 49. zauberkundige Königstochter der griech. Sagen, 50. Solminationssilbe für den Ton e, 51. Fruchtbrei, 52. Roman von Zola, 53. italien. Kratersee im Albanergebirge, 54. deutscher Maler (1867–1956), 55. illustrierte Zeitschrift der DDR (Abk.), 56. Holzblasinstrument (Mz.), 57. Wolganebenfluß, 58. karpfenart. Oberflächenfisch, 59. Stadt am Oberlauf der Oka, 60. mongol.-sowj. Quellfluß der Schilka, 61. westfranzös. Fluß zum Kanal, 62. Hauptstadt Marokkos, 63. Führer des Kosaken- und Bauernaufstandes von 1670/71 in Rußland, 64. Dosiseinheit für Röntgenstrahlung (Kurzw.), 65. weibl. Gestalt aus Lessings „Nathan der Weise", 66. französ. Philosoph und Orientalist (1823–1892), 67. Alpenbergmassiv zwischen Vierwaldstätter- und Zuger See, 68. altes Papierzählmaß, 69. spanisch: Fluß, 70. altsemitisches Königreich in Südarabien, 71. Stoffumschlag, 72. Hasenlager, 73. Angehöriger einer nationalen Minderheit in der DDR, 74. Singvogel, 75. Schauspiel von Goethe, 76. japan. Münzeinheit, 77. konserviertes Tierprodukt, 78. lachsartiger kleiner Fisch, 79. künstlerischer Einzelvortrag (Mz.), 80. Gärfutter, 81. Abschnitt der Woche, 82. Kohlenwagen der Dampflokomotive, 83. Abk. für Universitätsbibliothek, 84. Zarenerlaß.

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. Rechtsschutzersuchen vor Gericht, 2. Zeitungsabonnent, 3. Hauptstadt der niederländ. Provinz Drenthe, 4. sandiges Altmoränengebiet im Hinterland der Nordsee/BRD, 5. das Einbringen der Frucht.

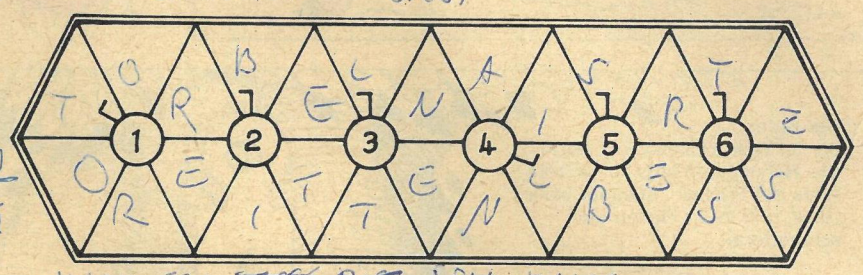
1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:
Norma – Toto – Alm – Nepal – Algen – Lido – Baku
Die Anfangsbuchstaben der neugebildeten Wörter – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen Kunststil, der vom 11. bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts reichte.

Geschütteltes

BEIN und SAHNE – tüchtig geschüttelt – wer darin sitzt, wird durchgerüttelt.



Wabenleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in der jeweils angegebenen Richtung:
1. Stierkämpfer, 2. eine Dimension, 3. Volk im Westen der UdSSR, 4. trop. Schlingpflanzen, 5. ein Edelmetall, 6. Besatzborte.
Die Buchstaben in den oberen Feldern der Figur ergeben die Bezeichnung für eine staatliche Verwaltungseinheit in der UdSSR.

Auflösungen aus Heft 12/1986

Kreuzgitter. Waagerecht: Kalesche (20), Talg (58), Ruhr (42), Olten (35), Lear (23), Isis (19), Nil (34), Salep (44), Ossa (36), Rest (39), Bari (7), Dee (8), Text (63), Nie (32), Nabe (29), Narr (31), Ester (13), Lie (26), Set (47), Steen (51), Stoa (56), Alte (3), Ter (62), Niet (33), GUM (15), Erna (11), Nara (30), Mars (28), Tomsk (64), Ana (5), Eger (9), Tell (61), Liane (25), Teil (60), Elba (10), Revision (40).

Senkrecht: Kioto (21), Lotos (27), Senn (46), Halle (16), Kura (22), Trieb (65), Lei (24), Raster (38), Spant (48), Stier (54), Irene (18), Starter (50), Adele (1), Stretta (57), Riester (41), Tee (59), Stamm (49), Inn (17), Sagan (43), Stele (52), Ernte (12), Senkel (45), Aorta (6), Ralle (37), Amati (4), Stern (53), Stil (55), Alai (2), Gel (14).

Wabenleiste: 1. Flaute, 2. Ganter, 3. Lugano, 4. London, 5. Dostal, 6. Tapete. – Frunse.

Um die Ecke gedacht: Wagenheber.
Füllrätsel: 1. Tender, 2. Steppe, 3. Anteil, 4. Sattel, 5. Rakete.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Barbar, 3. Magen, 4. Kaskade, 6. Osero, 8. Lisene, 10. Garnele, 11. Salbe, 12. Neman.

Senkrecht: 2. Barkasse, 3. Made, 5. Karoline, 6. Oma, 7. Düne, 9. Selene, 10. Garbe.

Vom Kern zum Wort: 1. Tamburin, 2. Eisenach, 3. Ramajana, 4. Etikette, 5. Nachimow, 6. Istanbul, 7. Nadelkap – Terenin.

Raten und Rechnen:

3612	:	42	=	86
–		×		+
1118	+	30	=	1148
2494	–	1260	=	1234

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 8) aus Heft 10/1986

Wasgerecht: 1. USA, 4. Aitmatow, 9. Katajew, 12. Ida, 14. Oka, 15. Meran, 16. Irian, 18. Tunnel, 21. UNO, 22. Trog, 23. Fes, 24. Moor, 27. Etat, 29. Perl, 31. Bison, 32. Man, 34. Ems, 36. Ede, 38. Gare, 39. Lori, 40. Kar, 41. Arras, 43. Deineka, 45. Rubel, 48. Rum, 49. Agen, 51. Eroika, 54. Rene, 55. Ern, 56. Maser, 58. Helling, 60. Nomen, 61. VEG, 62. Asyl, 64. Oase, 66. Ana, 67. Ate, 68. Nie, 69. Lauge, 71. Obst, 73. Etui, 78. Asow, 79. iga, 81. Ahne, 82. Lei, 83. Tirana, 85. Tatra, 86. Amiga, 88. Daus, 92. Lea, 93. Pas, 94. Asti, 95. Olescha, 96. Ukrainer, 97. Starter.
Senkrecht: 2. Simonow, 3. Ade, 5. Ion, 6. Maire, 7. Taiga, 8. Won, 9. Kate, 10. Ton, 11. Euler, 13. Arad, 17. Rot, 19. Usbeken, 20. Neper, 21. Uri, 23. Fis, 24. Makarenko, 25. Oborin, 26. Marne, 28. Ter, 30. Lermontow, 32. Mai, 33. Neer, 35. Mir, 37. Dalén, 38. Gene, 39. Laie, 42. Samen, 43. Des, 44. Kohl, 46. Urne, 47. Beg, 48. Ramses, 50. Gagarin, 52. Klon, 53. Alain, 57. Rat, 59. Ise, 61. Vater, 63. See, 65. Ballast, 67. ATA, 70. Gaidar, 72. Betel, 74. Tatar, 75. Uhr, 76. Inari, 77. Trip, 80. Gala, 84. Arc, 85. Tau, 86. Ale, 87. Gas, 89. Ast, 90. Ute, 91. Sir. – **Lösungswort:** Mihail Sadoveanu.

Es gewannen:

1. PREIS:

100,– M Liesbeth Langer, Salzwedel, 3560

2. PREIS:

75,– M Margarete Vorpahl, Berlin, 1136

3. PREIS:

50,– M E. Lange, Halle, 4020

4. BIS 8. PREIS:

je 25,– M Erwin Schramm, Hennigsdorf, 1422; Gerda Müller, Brieselang, 1552; Helga David, Kremmen, 1423; Elisabeth Florstädt, Berlin, 1120; Ruth Hentschel, Wurzen, 7250.

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Das Tierhäuschen 10

Die Füchsin hörte den Hahn lachen. Sie lief zum Tierhäuschen…

HA! HA! HA!

Frei nach Samuil Marschak, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau

…und hob zu singen an:

Hähnchen, Hähnchen,
mit dem goldenen Kamm,
mit dem glänzenden Köpfchen,
dem seidigen Bärtchen…
Kinder kamen gelaufen,
haben Weizen gestreut,
die Hühner pickten ihn auf.
Dem armen Hähnchen
aber ließen sie kein
Krümchen…

Was für ein dummes Lied! Nie würden die Hühnchen das Hähnchen vergessen!

Das Hähnchen flog über den Gartenzaun. Da packte es die Füchsin!

Es trägt mich der Fuchs in die tiefen Wälder, durch schnelle Flüsse, über hohe Berge… Rettet mich!

HILFE!

HILFE!

Der Kater, der im Wald Holz schlug, hörte das Hähnchen. Flugs lief er zum Haus der Füchsin, stimmte seine Gusli, griff in die Saiten und schmetterte:

Ich streichle der Gusli
goldene Saiten,
bin ein fahrender Sänger,
ziehe durchs Land.
Will preisen die Füchsin, die Kluge,
die Schöne…

Oh, wer singt denn da so schön?

ach! ach! ach! ach!

Kaum hatte sie den Kopf aus der Höhle gesteckt, da fuhr ihr der Kater mit Zähnen und Krallen ins Fell. Zerbissen und zerschunden suchte sie das Weite.

Groß war die Freude im Tierhäuschen. Der Kater wurde mit Milch und Honig bewirtet. Und weil ihm die Freunde so gut gefielen, blieb er bei ihnen.

Fortsetzung von Seite 35

Die platonische Charlotte

Zehn Tage lang ging sie nicht zum Eislaufen, nicht, weil sie Kolja böse war, sie blieb einfach zu Hause und genoß das neu erglühte, neu erblühte Gefühl ihrer herrlichen Liebe. Sie sagte von dem Erlebnis kein Wort zu Ilja Petrowitsch, sondern lief nur noch freudiger und hurtiger in die Morskaja-Straße. Doch damit die Freude vollkommen wurde, verlangte es sie dennoch, sie mit jemandem zu teilen. Sie fürchtete nur, dies könnte so aussehen, als wollte sie sich rühmen, ihre Verdienste herausstellen. An einem Abend, an dem Ilja Petrowitsch besonders gut aufgelegt war, erzählte sie ihm ihren bescheidenen Roman. Weniaminow faßte die Geschichte allzusehr von der scherzhaften Seite auf.

„Gratuliere zum Sieg, Charlotte Iwanowna... Natürlich rechne ich es Ihnen hoch an, daß Sie an mich denken, trotzdem möchte ich Ihnen den Rat geben, diesen jungen Mann nicht aus den Augen zu verlieren."

„Was soll ich mit ihm? Sie wissen selber, Ilja Petrowitsch, daß ich keine anderen Beziehungen brauche als die, die zwischen uns bestehen."

„Gewiß, das weiß ich, und ich bin Ihnen sehr dankbar. Ich habe ja auch nur Spaß gemacht."

„Schämen Sie sich, mit so etwas zu spaßen."

„Ich habe Sie ja schon um Verzeihung gebeten. So, und um meine Schuld wettzumachen, teile ich Ihnen, wenn Sie wollen, zwei Neuigkeiten mit."

„Ja, aber natürlich, natürlich..."

Ilja Petrowitsch durchmaß das Zimmer, als überlegte er, welche Neuigkeit er zuerst erzählen sollte, schließlich blieb er bei Charlotte Iwanowna stehen und sagte: „Erstens bin ich im Dienst aufgerückt, wie ich es Ihnen bereits ankündigte."

„Konnte das denn ausbleiben? Bei Ihrem Geist, bei Ihren Verdiensten müßten Sie längst Professor sein."

„Das sagen Sie, liebe Charlotte Iwanowna, andere urteilen anders, kurzum, ich habe die Beförderung in der Tasche, so daß ich jetzt durchaus ans Heiraten denken kann."

„Hören Sie auf, hören Sie auf, ich glaube Ihnen auch so." „Nun gut, dann sage ich nichts mehr, obwohl ich nicht weiß, warum Sie das so erregt. Im Grunde ändert sich ja nichts."

„Ach bitte, sprechen Sie jetzt nicht davon. Ich bin zu glücklich."

Verwundert schaute Ilja Petrowitsch die Deutsche an und ging in sein Arbeitszimmer.

Am folgenden Tag nahm Ilja Petrowitsch nach dem Essen das Gespräch vom Vortag wieder auf.

„Na, Charlotte Iwanowna, haben Sie den Studenten von der Eisbahn nicht wieder gesehen?"

„Nein. Warum sollte ich?"

„Das ist freilich Ihre Sache, doch nach allem, was Sie mir erzählt haben, hatte ich den Eindruck, daß dieser junge Mann... wie hieß er gleich?... Kolja, kein Abenteurer von der Straße ist und es vielleicht unklug wäre, ihn so zu negligieren. Ich weiß es sehr zu schätzen, daß Sie so gut zu mir sind und mir ergeben, aber ich möchte Ihrem Glück beileibe nicht im Wege stehen."

„Mein Glück ist es, immer in Ihrer Nähe zu sein! Ich brauche keine Studenten von der Eisbahn. Und wenn ich Sie gestern bat, das Gespräch nicht fortzusetzen, dann nur, weil ich auch so unendlich glücklich bin."

Ilja Petrowitsch drückte Charlotte die Hand und fuhr weniger gelassen fort: „Ich verstehe eigentlich nicht ganz, warum Sie das so erregt. Alles bleibt beim alten, ich bin sicher, meine zukünftige Frau hat nichts dagegen, daß Sie bei uns bleiben. Ich habe mit ihr darüber schon gesprochen. Sie möchte Sie sogar kennenlernen."

Charlotte Iwanowna schwieg.

„Ich glaube, diese Veränderung ist für Sie zum Guten, Sie haben schon allzuviel für mich getan, und jenes unbedeutende Entgelt, das ich Ihnen zu geben vermochte, hat Ihre Fürsorge bei weitem nicht abgegolten. Jetzt ist mein Einkommen größer, außerdem ist meine zukünftige Frau nicht unbemittelt, wir können unserer Dankbarkeit etwas besser, etwas großzügiger Ausdruck verleihen."

Charlotte sagte immer noch kein Wort.

„Sehen Sie, ich bin so uneigennützig, meine es so gut mit Ihnen, daß ich Sie noch mal an jenen jungen Mann erinnere, man darf sein Glück nicht versäumen."

Ilja Petrowitsch sah zur Uhr.

„Es freut mich sehr, daß Sie sich jetzt etwas beruhigt haben, unsere Beziehungen, an denen mir so viel gelegen ist, ändern sich ja nicht. Denn zwischen uns besteht doch eine platonische Liebe, die nichts fordert und glücklich ist, weil der andere existiert. Nicht wahr?"

Ilja Petrowitsch drückte Charlotte Iwanowna, die nichts sagte, noch einmal freundschaftlich die Hand und ging hinaus, ohne sich umzudrehen und ohne zu bemerken, daß seine platonische Freundin immer noch reglos dasaß, den Blick auf den gefalteten Händen, ohne zu blinzeln, ja ohne zu weinen.

Deutsch von Wilhelm Plackmeyer, aus „Das Glück zu lieben und geliebt zu werden", Verlag Rütten & Loening

VEB VEREINIGTE WETTSPIELBETRIEBE FERNSEHEN DER DDR

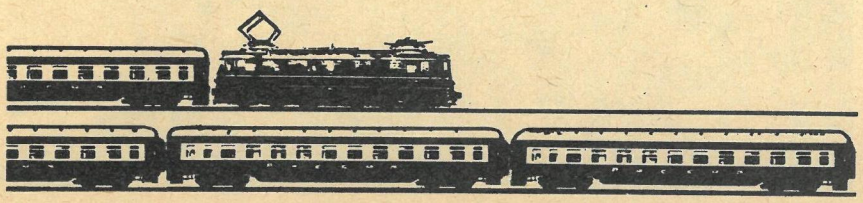
WER GLÜCK HAT,
kann in einer öffentlichen Veranstaltung des Fernsehens der DDR auf seinen Lotto-Toto-Spielschein zusätzlich
3000,– Mark
2000,– Mark
1000,– Mark gewinnen.

WER NOCH MEHR GLÜCK HAT,
kann außerdem zusätzlich gewinnen
1 PKW Trabant de Luxe
1 Farbfernsehgerät „Colorlux"
1 Auslandsreise für 2 Personen

Spielscheinannahme:
30. Juni bis 4. Juli 1986
Ziehung am 5. Juli 1986

Die Sowjetischen Eisenbahnen bieten Ihnen das traditionelle, zuverlässige und sparsame Verkehrsmittel – den Zug – an.

Täglich fahren von Berlin sowjetische Züge und Kursschlafwagen nach Moskau, Leningrad, Kiew, Minsk, Vilnius und Riga ab.
In den Wagen der Sowjetischen Eisenbahnen sind Ihnen aller Komfort, aufmerksame Bedienung und traditionelle russische Gastfreundschaft garantiert.
Die Plätze in den Schlafwagen der Sowjetischen Eisenbahnen im internationalen und Inlandsverkehr können Sie sich im voraus reservieren lassen.
Um ausführliche Information wenden Sie sich bitte an das Reisebüro und die Vertretungen von Intourist.
Wir laden Sie zu einer Reise ein!
Sowjetische Eisenbahnen

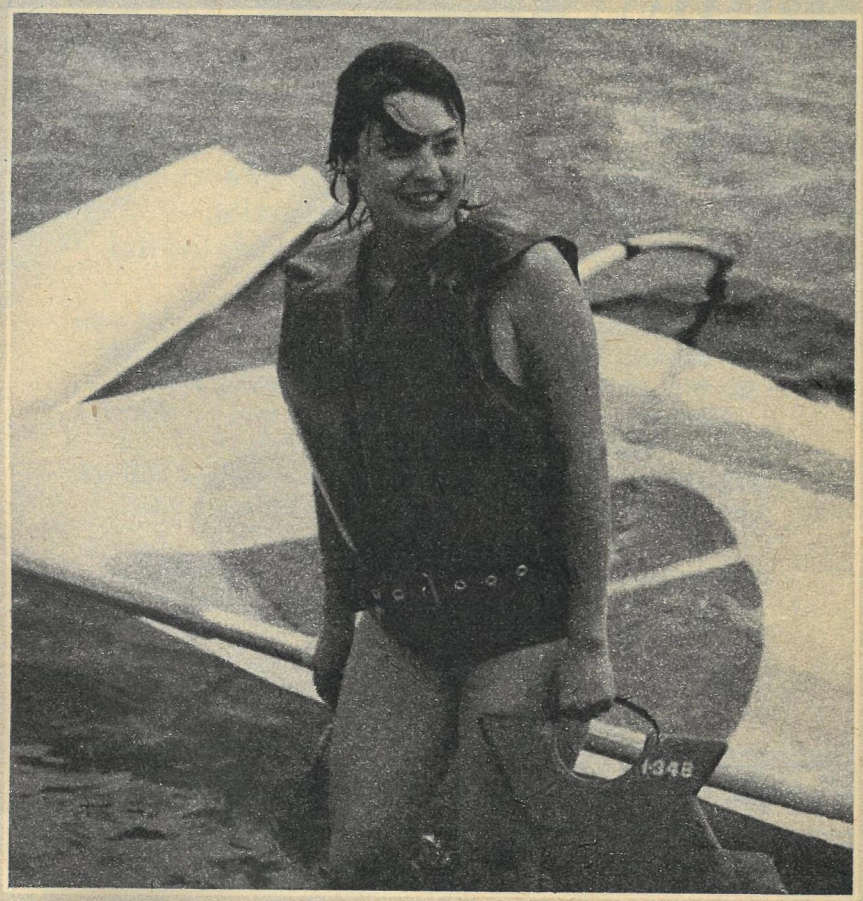


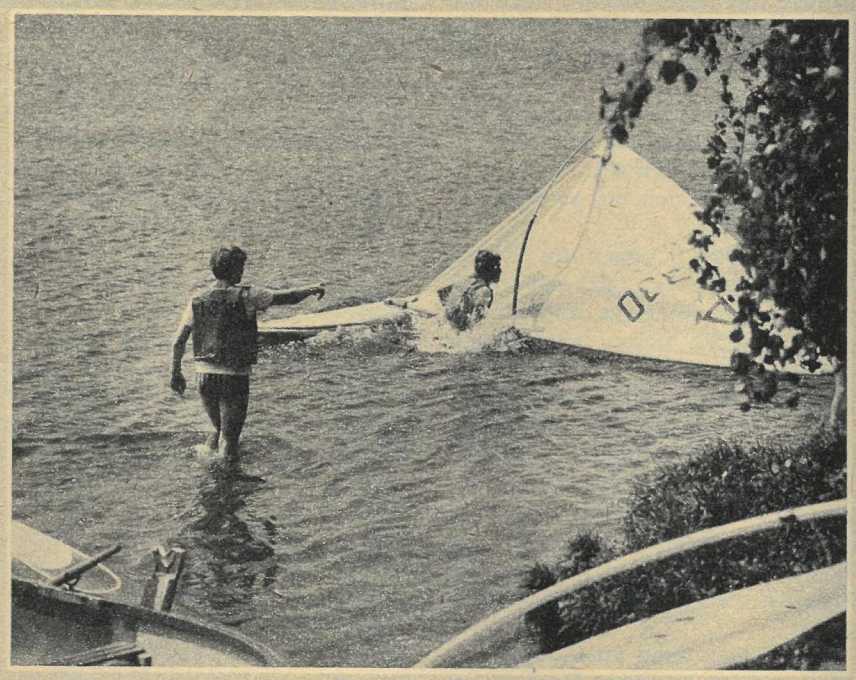
Wellenreiter

In Moskau beobachtet
von Volkmar Billeb

Ende Mai, Anfang Juni und eine Meldung aus Moskau, die in Berliner Breitengraden neidisch machen konnte. Hochsommerliche Temperaturen. Die Quecksilbersäule überm Strich „30“. Wie ein Magnet zieht das wasserreiche Gebiet von Rubljowo die Leute an – ein Erholungsparadies nahe des Autobahnrings, auf dem Wege nach Scheremetjewo. Dort wird nach Herzenslust herumgetobt und gebadet, gepicknickt und gegrillt.

Wer im Zentrum einem Auto mit Surfbrett auf dem Dach begegnet, sollte ihm folgen. Ohne Durchfragen gelangt er zu einer Bucht an der Moskwa, wo auch der Klub „Strelka“ (Pfeil) sein Dorado gefunden hat. Am ersten Juni-Sonntag fuhren wir einem solchen Auto hinterher und erlebten mit den „Strelka“-Meisterschaften den Saisonauftakt der Moskauer Windbrettsegler.





Auf einem Dreieckskurs bewarben sich die Klubmitglieder um den Sieg und gute Plätze, denn schon fürs nächste Mal standen die Moskauer Titelkämpfe auf dem Programm. Dann und wann kippte ein Segler samt Brett noch ins Wasser, was jedoch zu Saisonbeginn keinerlei Aufregung erzeugte. Die „Strelka“-Leute sind schon wer: Drei aus dem Klub bewerben sich bereits für den Titel „Meister des Sports“. Dennoch ist alles erst ein Anfang. Entscheidend für die Moskauer Surfer ist noch immer der Spaß an der Freud' und die Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft, in der keiner Konkurrenzneid empfindet und einer dem anderen kameradschaftlich hilft, wenn er mal so richtig „baden“ gegangen ist.

FREIE WELT-Solidaritäts-tombola

Solidarität

Wie in jedem Jahr möchten wir mit Ihnen gemeinsam, liebe Leser, die große Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz am 29. August 1986 vorbereiten.
Wir bieten Ihnen zum Mitmachen für alt und jung, groß und klein unsere FREIE WELT-Solidaritätstombola. Wir denken dabei besonders an alle, die uns nicht an unserem Verkaufsstand auf dem Alex besuchen können.

Das alles können Sie gewinnen:

Erster Preis
1000 Mark
Zweiter Preis
750 Mark
Dritter Preis
500 Mark

Fünfmal	**100 Mark**
Zehnmal	**50 Mark**

Dreißig Büchergutscheine à 25 Mark

So können Sie teilnehmen:

Bitte überweisen Sie einen Geldbetrag von **mindestens 2 Mark** auf das

Postscheckkonto Berlin 7199-68-17717

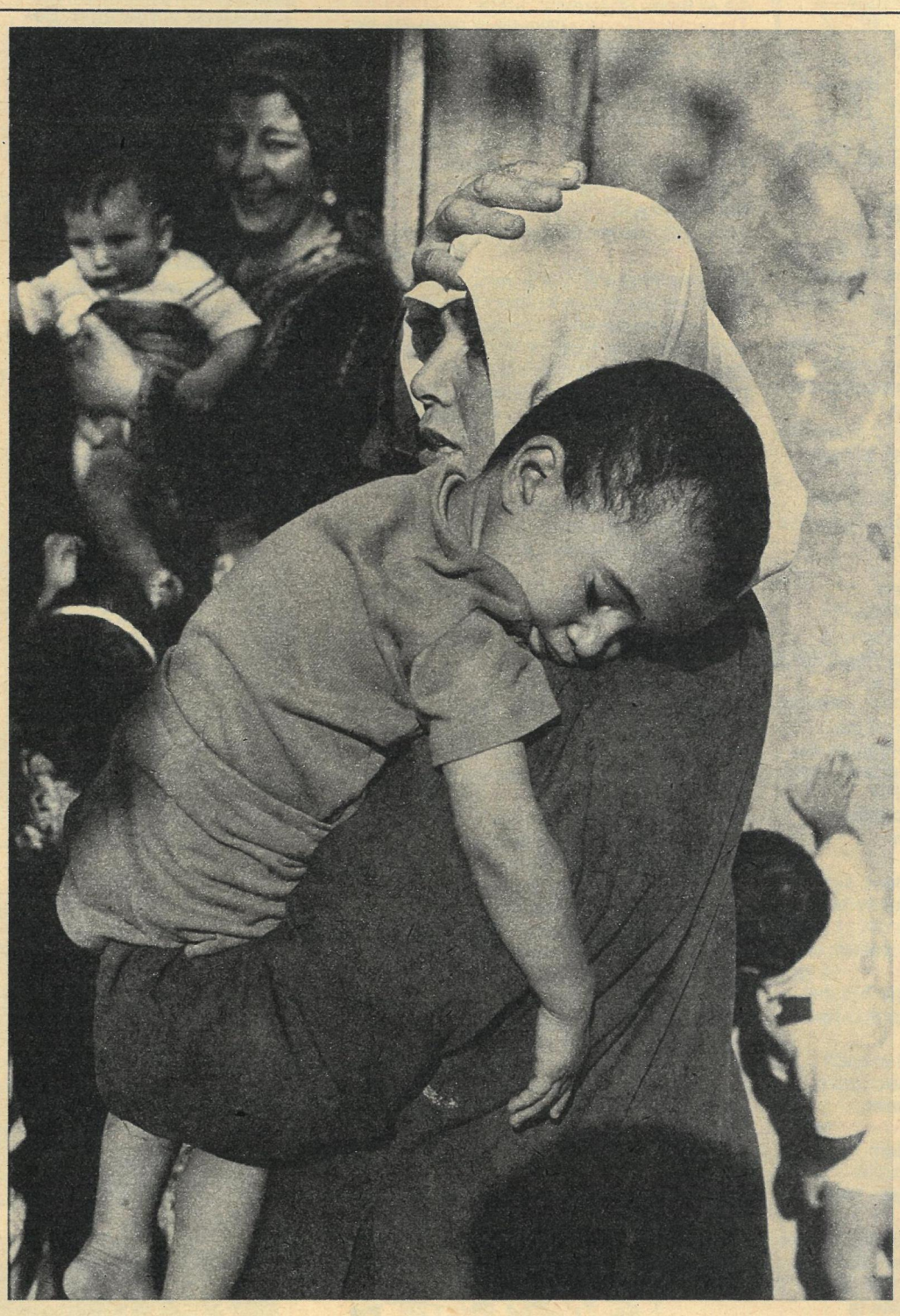


Bild vom Leben

Nachrichten aus den ersten Tagen dieses Juni: Bei den Kämpfen in den engen Straßen Beiruts wurden Maschinengewehre, panzerbrechende Waffen und Granaten eingesetzt… 63 Menschen ums Leben gekommen, 330 Verletzte, denen keine Hilfe zuteil wurde, weil die Krankenwagen nicht durch den Kugelhagel kamen. Brennende Häuser konnten nicht gelöscht werden, weil das Hauptquartier der Feuerwehr ebenfalls getroffen wurde… Fünfzehn Kilometer beträgt die „grüne Linie", die sich zwischen West- und Ost-Beirut hinzieht, und an der sich die verschiedenen Milizen beinahe täglich Gefechte liefern. Es wird geschätzt, daß über 100 000 Menschen das Leben verloren. Beirut ist fast unbewohnbar geworden… Bilder des Todes.

Der Mann, der das Foto oben aufgenommen hat, ist ein Palästinenser – Mahmoud Dabdoub. Student an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig. Er weiß einen Teil seiner Familie noch in Beirut. Nachrichten wie die eingangs zitierten lassen seinen Widerstandswillen nur wachsen. Genau wie bei Studenten aus Nikaragua, aus dem schwarzen Kontinent, denen die DDR Berufsausbildung gewährt. Menschen darauf vorzubereiten, daß sie ihr bedrohtes Land aufbauen können, auch das gehört zur Solidarität. Wir sind alle gefordert, Frauen und Kinder zu unterstützen, die in Gefahr sind. Aus Solidarität.

Kennwort:
FREIE WELT-Solidarität 1986

Kleben Sie bitte den Einzahlungsbeleg auf eine Postkarte, schreiben Sie unbedingt auch hier das Kennwort dazu und schicken Sie die Karte an:

Redaktion
FREIE WELT
Postfach 9
Berlin
1056

oder

schicken Sie uns eine Spende für unser Solidaritätsangebot am FREIE WELT-Stand auf dem Alex: Souvenirs, Handarbeiten, Bücher… Adressieren Sie Ihre Sendung an:

Redaktion
FREIE WELT
Postfach 9
Berlin
1056

Jeder Einzahlungsbeleg über mindestens 2 Mark und **jede** Sendung mit einer oder mehreren Spenden zum Verkauf kommen in die Auslosung unserer 48 Preise. Sie erfolgt am 1. September 1986. Die Gewinner werden ebenfalls noch im September in der FREIEN WELT veröffentlicht.

Wir wissen, daß wir auf Sie zählen können, liebe Leser! Helfen Sie wieder mit, unsere Solidaritätsaktion auch in diesem Jahr zu einem vollen Erfolg werden zu lassen! Machen Sie mit bei der Solidaritätstombola der FREIEN WELT!

Darf ich vorstellen...

Endlich hat es geklappt, und Sie sind in der Sowjetunion angekommen – als Tourist, Student, Dienstreisender oder als was auch immer. In jedem Falle sind Sie jetzt **Ausländer** – иностранец (inaßtránjiz) oder **Ausländerin** – иностранка (inaßtránka). Der knappe Hinweis **„Ich bin Ausländer/in/:** Я иностранец/ иностранка (Ja inaßtránjiz/inaßtránka) kann Ihnen manches Mißverständnis ersparen. Reisen Sie als Paar oder in der Gruppe an, heißt es . Мы иностранцы" (My inaßtránzy). Natürlich wäre es auch nicht unangebracht, wenn Sie auf Ihr Herkunftsland verwiesen: Я/Мы/из ГДР (Ja/My/ is GDR).

Bald sehen Sie sich Ihrem ersten Kontaktpartner gegenüber und fragen sich, wie Sie ihn ansprechen sollen. Als allgemeingültige Formel für eine Begrüßung zu allen Tages- und Nachtzeiten ist Здравствуите! (Sdráßtwytje) zu empfehlen. Hiermit können Sie auf keinen Fall ins Fettnäpfchen treten, was unweigerlich der Fall wäre, wenn Sie eine Ihnen unbekannte, offizielle Person etwa mit dem Ruf Привет! (Privjåt!) – etwa: **Grüß dich!** überfielen. Diese Form ist nahen Freunden vorbehalten.

Ähnlich wird es bei der Vorstellung sein. Jugendlichen Reisenden wird es keiner verargen, wenn sie sich bündig mit Я Дитер (Ja Dieter) – **Ich bin Dieter** vorstellen; der Partner mag antworten: А я Володя (A ja Wałódja) – **Und ich bin Wolodja.** Auf der offizielleren Ebene muß man schon etwas mehr an Sprachkenntnissen aufwenden. **„Ich heiße...„** wird je nach Aussageabsicht verschieden übersetzt; wollen Sie ihren Vornamen nennen, brauchen Sie die Formel Меня зовут (Minjá sawút) ..., wollen Sie sich mit dem Nachnamen vorstellen, müssen Sie Моя фамилия (Majá famílija) ... sagen. Hängen Sie Vor- und Zunamen an Меня зовут an, wird man Sie noch verstehen; für den Partner mißverständlich wäre aber, wenn Sie sich z. B. mit Меня зовут Мюллер (Minjá sawút Müller) vorstellten, denn er müßte ja annehmen, Sie hießen Müller mit dem Vornamen. Sicherlich haben Sie schon einmal etwas von den „falschen Freunden" des Übersetzers gehört. Das Wort фамилия ist so ein falscher Freund. In gastlicher Runde zeigt man den neugewonnenen Bekannten gern ein Familienfoto. So etwas hat man immer bei sich. Aber prägen Sie sich ein, daß Sie jetzt den Kommentar Это моя семья (Ät(o) majá ßimjá) verwenden müssen, denn семья heißt **Familie,** wohingegen фамилия, wie gesagt, **Zu-, Nach-** oder **Familienname** heißt.

Überhaupt ist das mit den russischen Namen nicht so einfach. Soeben haben wir uns mit Wolodja bekanntgemacht, sagen wir, einem jungen Lehrer, da kommt einer seiner Schüler herbeigeeilt und redet ihn mit Владимир Петрович (Władjímir Pitrówitsch) an. Und auf der Visitenkarte,

RUSSISCH OHNE SCHULBANK

die er Ihnen überreicht, steht: Владимир Петрович Петров (Władjímir Pitrówitsch Pitrów). Also wie heißt er denn nun? Jeder Russe hat drei Namen: einen **Vornamen** – имя (ímja), z. B. Владимир (mit einer oder mit mehreren Koseformen, z. B. Володя/Володенька für das Kind), einen **Vatersnamen** – отчество (ótschestw(o)), z. B. Петрович (Sohn des Pjotr) und einen **Nachnamen** – фамилия, z. B. Петров. Wolodjas unverheiratete Schwester heißt Татьяна Петровна Петрова (Tatjána Pitrówna Pitrówa). Verwirrend? Ja und nein. Wenn wir wissen, in welcher Situation die eine oder andere Anrede paßt, wird es uns leicht fallen, die richtige Form auszuwählen. Den Nachnamen zusammen mit товарищ (tawárisch) – **Genosse, Kollege, Herr; Genossin, Kollegin, Frau, Fräulein** gebraucht man in der Regel auf der offiziellen Ebene: Товарищ Петров/Товарищ Петрова. Die meisten Russen, die auf kollegialer Ebene miteinander verkehren, reden sich mit dem Vor- und Vatersnamen an. Владимир Петрович/ Татьяна Петровна. Dieser Gepflogenheit sollte sicn der Gast aus dem Ausland anpassen, sobald das Eis gebrochen ist. Für alle Fälle kann man sich die Frage merken: Как ваше имя и отчество (Kak wásche ímja i ótschestwo) – **Wie heißen Sie mit Vor- und Vatersnamen?** Der Gastgeber wird Ihnen bereitwillig Auskunft geben. Da wir hingegen keinen Vatersnamen haben – У немцев/У нас/нет отчества (U njámzew/U nas/njät ótschestwa) – **Die Deutschen/Wir/haben keinen Vatersnamen,** ist es auch nicht möglich oder wirkte unschön, wollten wir uns einen „konstruieren". Wenden Sie sich an Personen, die Sie weder mit Namen kennen noch kennenlernen werden (z. B. auf dem Dienstleistungssektor), so können Sie die Anrede товарищ mit der Berufsbezeichnung zusammen verwenden: товарищ официант (tawárisch afizyánt) – **Herr Ober;** товарищ водитель (... wadjítjel – [an den Fahrer gewandt]), sogar товарищ продавец (... pradawjáz – [an eine Verkäuferin gewandt]).

Und nun hinein ins Vergnügen! **Alles Gute!** Всего хорошего (Fßiwó charóschewo!)

Hella Rymarowicz

Nachmachen erlaubt

Hier eine Anregung zum wichtigen Thema Solidarität: Wir haben in diesem Jahr unsere Festveranstaltung zur „Woche der DSF" mit einem großen Solidaritätsbasar vorbereitet. Besonderer Anreiz waren Lose, von denen jeder, der eine Spende abgab, eins erhielt. Ausgespielt wurden zehn wertvolle Sachpreise. Auf diese Weise konnten wir mit einem vielseitigen Angebot aufwarten. Das Ergebnis waren 500 Mark, die wir dem Kreisvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft übergaben.

Ute Dreßler, DSF-Grundeinheit, Postamt Weißwasser

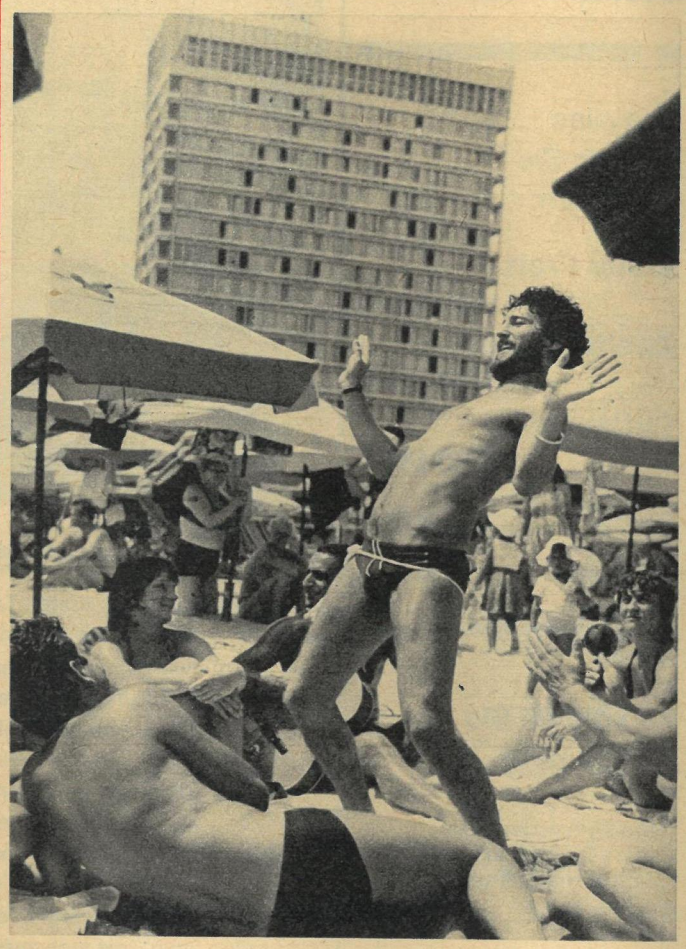
„Reise, reise..."

Alle Leser, die an der „Medaillen-Schau" (ab FW 13/85 in loser Folge) Gefallen finden, möchte ich auf ein Buch des Autors hinweisen: „Liburnen, Fleuten, Luxusliner", erschienen im Hinstorff-Verlag Rostock in der Reihe „Maritime Miniaturen". Alfred Kasanowski gibt darin einen Abriß der Entwicklungsgeschichte der Schiffahrt und des Schiffbaus, anschaulich dargestellt anhand von Abbildungen auf Münzen. Obwohl er dabei auch numismatisches Wissen vermittelt, ist es trotzdem kein Buch nur für Sammler, sondern für jeden an der Seefahrt interessierten Leser. Geographische Entdeckungen, Sklavenhandel und Piraterie werden behandelt, auch schiffbauliche Details und Anlässe für Münzprägungen sowie die Symbolik von Schiffsdarstellungen. Die überwiegend farbigen Abbildungen der jeweiligen Münzen runden das Bild ab.

Heike Svenson, Rostock

Alles singt!

Ihre freundliche Mahnung, vor einer Reise Liederstrophen zu memorieren („Wo man singt...", FW 11/86), erinnerte mich an eine



Leserfoto

„O sole mio!" – ein Schnappschuß vom Goldstrand in Warna (VR Bulgarien) von Michael Helbig, Cottbus

Dienstreise nach Riga, wo ich das Liederfest erlebte. Mehr als 12 000 Sänger vereinigten sich auf der Waldparkbühne (mein Foto zeigt zwei davon), die meisten in farbenprächtiger Folklorekleidung. Atemberaubend war die Klangfülle dieses Chores. Mit ständig wechselnden Dirigenten dauerte das abendliche Konzert mehr als sechs Stunden.

Herbert Hannapp, Berlin

Wirkliche Soljanka

Ich bin ein großer Liebhaber der Soljanka. Leider gibt es in jedem Lokal eine andere Sorte, und Sie haben in Ihrem Küchenlexikon noch kein Rezept für eine echte gebracht...

D i e echte gibt es nicht... Der sowjetische Ernährungswissenschaftler Pochljobkin schreibt in seinem Buch „Nationale Küchen", daß die Vielfalt der Suppen in der russischen Küche so groß ist wie in keiner anderen. Die Soljanka gehört zu einer von sieben großen Gruppen. Es ist eine gehaltvolle Suppe auf salziger und saurer Grundlage (oft Gurkenbrühe). Man unterscheidet drei Arten: Fisch-, Fleisch- und Pilzsoljanka, wovon es noch regional bedingte Varianten gibt. Säuerlich-scharf wird sie durch folgende mögliche Zutaten: Kapern, Tomaten, Zitronen, Kwaß, gesalzene oder marinierte Pilze, auch Oliven. Auf keinen Fall ist es eine Restesuppe, sondern sie wird frisch zubereitet. Probieren Sie doch einmal dieses Rezept: 100 g Zwiebeln, Öl, je 100 g Bratenfleisch, roher Schinken, Salami, je 50 g Kapern und Salzgurke, 2 Eßl. Tomatenmark, je 2 Piment- und Pfefferkörner, 1 Lorbeerblatt, Salz, 2 l Brühe, 1/2 Zitrone, 4 Eßl. saure Sahne, Dill. Zwiebelscheiben anschwitzen, Fleisch-, Schinken- und Salamistreifen dazugeben, tüchtig durchschwitzen (nicht anbraten), dann Salzgurkenstreifen, Kapern und Tomatenmark dazugeben und ebenfalls anschwitzen, mit kräftiger Brühe auffüllen. Aus den Gewürzen, Salz, Zitronenscheiben und etwas Wasser einen Sud kochen, durchseihen und zur Suppe geben. Mit Zitronenscheiben, saurer Sahne und gehacktem Dill servieren. Guten Appetit!

Ihr Leserforum

Land am Mekong

Herzlich Dank für ihre großangelegte und gut illustrierte Reportage „Reis und Lotos unter Zuckerpalmen" (FW 10/86). Ein wertvoller Einblick in die Volksrepublik Kampuchea. Der Beitrag kommt in unseren Sammelordner!

Karlheinz Hensel, Dresden

Der nächste ist in Vorbereitung: „Ein Tag in Phnom Penh".

Griff nach Greifen

Nach vielen Jahren des mehr oder weniger zufälligen Erwerbs gehöre ich seit Jahresbeginn zu den unerbittlichen „Jägern" der FREIEN WELT. Anlaß war mir dafür Eure Rücktitelserie „Greifvögel der Sowjetunion". (ab FW 2/86). Als Liebhaber dieser Tiere freue ich mich sehr über die ergänzenden Informationen dazu, ebenso über die gelungenen Skizzen, die bestimmte Details gut unterstreichen. Die bisherigen Veröffentlichungen zeigten anschaulich die große Breite und Vielfalt der Fauna der Sowjetunion, die wahrscheinlich ihresgleichen in der Welt sucht.

Peter Zemmrich, Cottbus

Das Foto zeigt die Seitenansicht eines Riesenseeadlers. Er ist einer der stattlichsten Greife.

Palmen-Nachtrag

Im Lexikon fand ich für „Zuckerpalme" eine andere Bezeichnung als die von Ihnen genannte (Preisfragenlösung Leserforum 12/86): Arenga saccharifera.

Hertha König, Karl-Marx-Stadt

Das ist eine andere Palmenart, aus der ebenfalls Zucker gewonnen wird. Die von uns beschriebene Palmyrapalme heißt lateinisch Borassus flabellifer, nicht flabillifer, wie wir irrtümlich gedruckt haben. Ein altindischer Lobgesang erwähnt für diese Palme 801 Nutzungsmöglicheiten!

Petri Heil bei Peter und Paul

Sie stellten uns vor längerer Zeit die Newa als Paradies für Eisbader vor. Ich erlebte sie gegenüber der Peter-Pauls-Festung als Eldorado für Angler.

Klaus Dalichow, Magdeburg

Wasserreiche Landschaften

Ein lebhaftes, mehrsprachiges Kunstgespräch fand kürzlich im Klubhaus der Eisenbahner in Kirchmöser statt. Zu Gast war die estnische Künstlerin Ilme Soonsein mit ihren Aquarellen, die im Sommer 1985 bei einem Arbeitsaufenthalt in Schwerin, der Partnerstadt Tallinns, und im Havelland entstanden. Sie ist in Tartu, der südestnischen Universitätsstadt nicht weit vom Peipussee, zu Hause.

Brigitte Fiedler, Brandenburg

Wer schreibt uns?

Fußballklub sucht gleichgesinnte Brieffreunde. Sergej Gorbatschow, UdSSR, Kemerowa, a/ja 794

Rimma Glassowa, 42 Jahre alt, Sammlerin von Ansichtskarten der 50er und 60er Jahre. UdSSR, Kurgansker o., 641 400 s. Gljadjanka, p. do wostrebowanija.

Sergej Grischtschenko, 21 Jahre alt, Arbeiter, interessiert an Fremdsprachen, Literatur, Fotografie, UdSSR, 194 354 Leningrad, a/ja 518.

Tanja Iwanowa, 16 Jahre alt, schreibt russisch und englisch. UdSSR, 420 101 Kasan, ul. Kaschaja, d. 5, kw. 28.

Igor Wassiljew, 21 Jahre alt, interessiert an Musik, Literatur, sammelt Briefmarken. UdSSR, Udm. ASSR, Moshga, ul. Lenina, d. 7, kw. 1

Maxim Lewandowski, 41 Jahre alt, Angestellter, interessiert sich für Landschaftsfotografie, Natur, Wasserwandern, Segeln, maritime Malerei. UdSSR, 252 011 Kiew – 11, ul. Petscherski spusk, d. 18, kw 76.

Preisfrage

Heft 13/86

In welcher sowjetischen Stadt wird demnächst der 200 000. Bürger geboren?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 15/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 2. Juli 1986. Auflösung von Heft 11/86: „Der goldene Hahn". Wir gratulieren Karl-Heinz Spiesbach, Wolfen.

Greifvögel – 8

So war es richtig in FW 11/86: Etwa 8 Gramm wiegt ein frisch geschlüpfter Rauhfußkautz = a. Es gewannen: 100 M G. West, Wustrow; 75 M K.-H. Hoppenheit, Berlin; je 50 M U. Hacker, Dresden, R. Stühler, Halle (Saale), H. Bergner, Leipzig

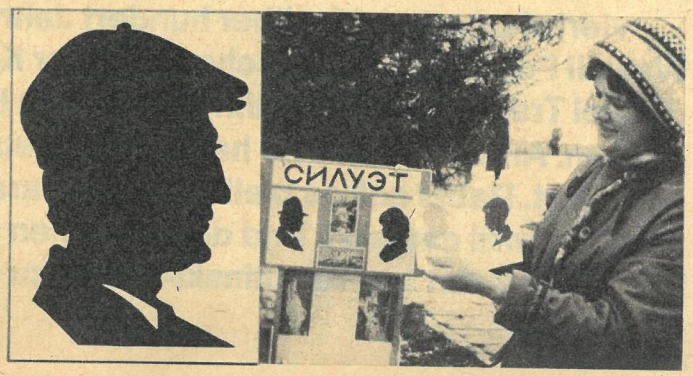
Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Michael Barz, Klaus Dalichow, Kühn, Jürgen Fuchs; Repro: Kunstsammlng Vilány; Zeichnungen: Detlev Schüler

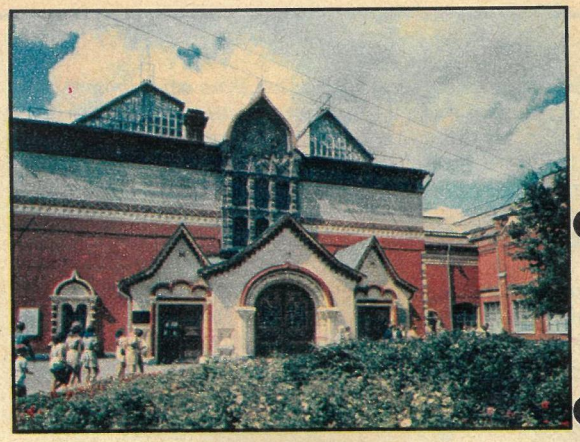
Silhouetten

Mein Schattenriß – im Handumdrehen angefertigt von dieser jungen Frau auf der Uferpromenade in Jalta.

Angestellt ist sie im Fotokombinat, „knipst" aber mit der Schere zur Freude andenkenheischender Besucher.

Jürgen Fuchs, Karl-Marx-Stadt





Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Tretjakow-Galerie. In der stillen Moskauer Lawruschinski-Gasse, vom Kreml her jenseits der Moskwa, ist sie das

Haus Nummer zehn

Ein Beitrag von Gerhard Hallmann

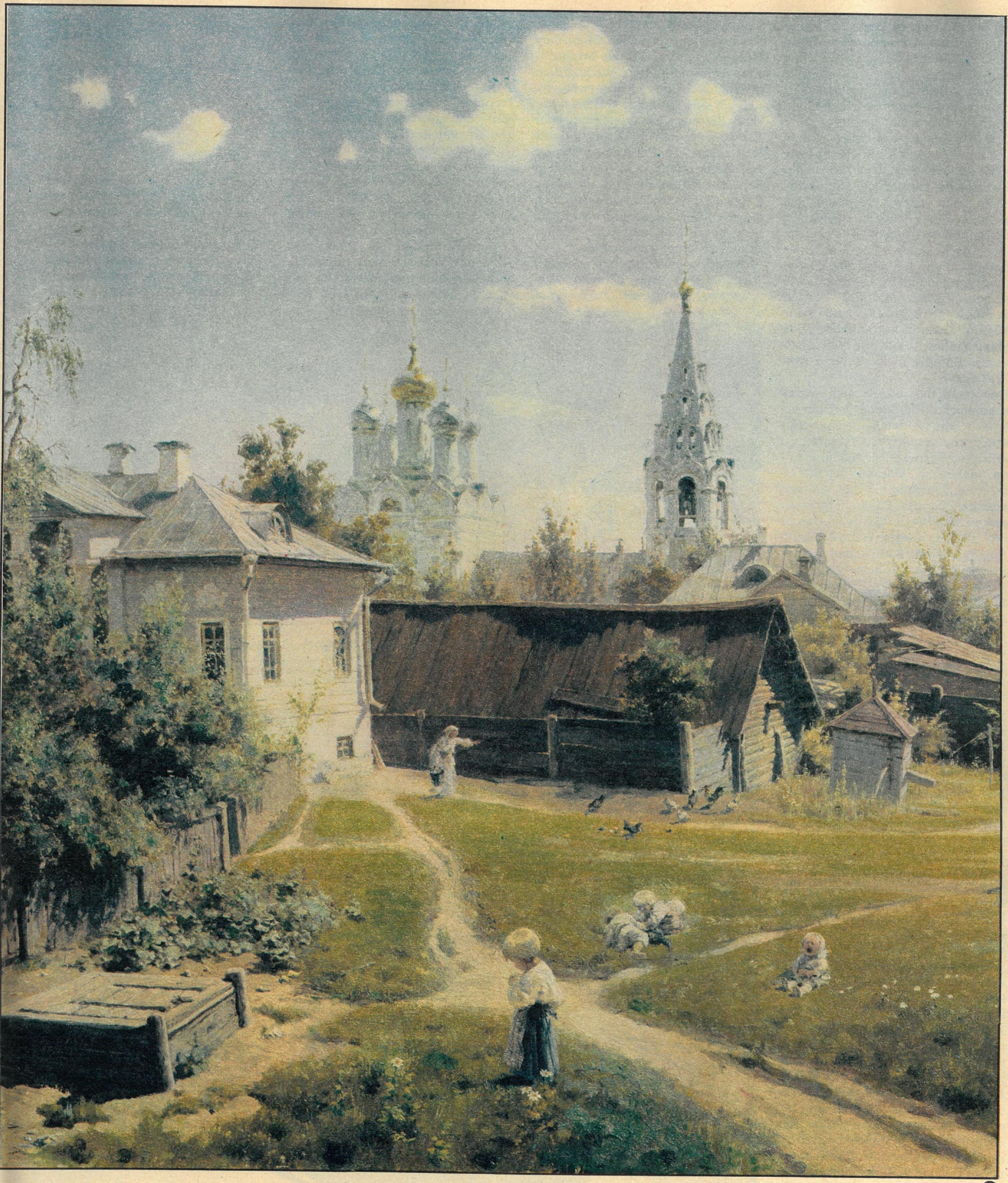
❶

❷

❸

❹

Winklige Gassen, Höfe mit niedriger Bebauung, überragt von weißen Kirchen aus dem 17. Jahrhundert, haben sich im alten Moskauer Kaufmannsviertel erhalten. Vor über hundert Jahren malte Wassili Polenow einen solchen Hof. Der Kaufmann Pawel Tretjakow konnte ihn von seinem Haus aus sehen. An der Silhouette hat sich bis heute wenig geändert. Dabei soll es bleiben. Der Charakter des Viertels wird gewahrt. Und doch machen sich jetzt Bauleute in der Lawruschinski-Gasse zu schaffen.



❶ Das Hauptgebäude in der Lawruschinski-Gasse
❷ Iwan Kramskoi. Die Unbekannte. 1883
❸ Marc Chagall. Über der Stadt. 1914–1918
❹ Andrej Rubljow. Die Dreieinigkeit. 15. Jahrhundert
❺ Wassili Polenow. Moskauer Hof. 1878 (Ausschnitt)

Haus Nummer zehn

Kunststudenten hatten ihr „Atelier“ von Zeit zu Zeit in der Tretjakowka. Tausende Führungen, Vorträge und Zirkelveranstaltungen jährlich gehörten zum Alltag der Galerie. In vier Jahren wird es wieder so sein. Konstantin Somows „Dame im blauen Kleid“ (1897–1900) zieht um.

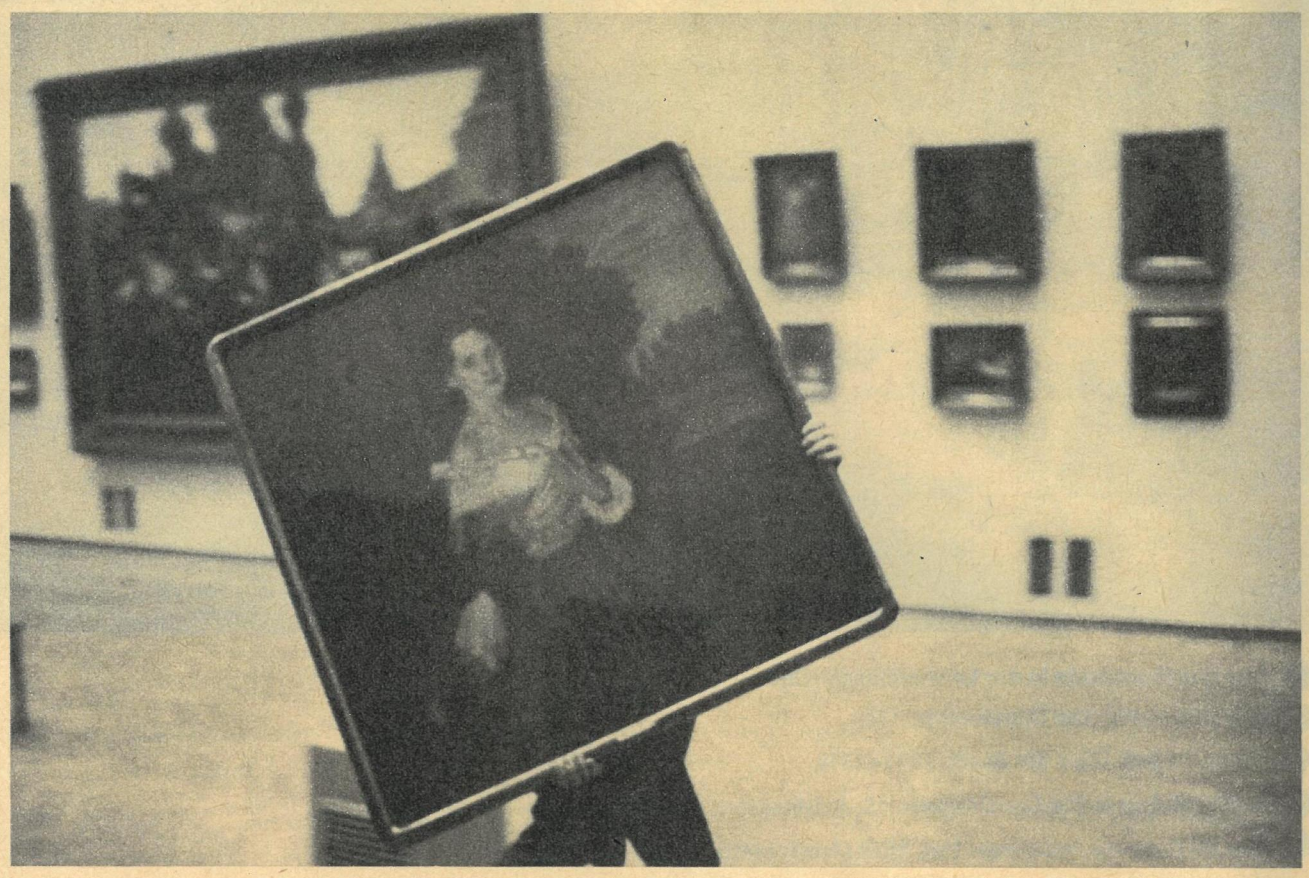
An jedem Morgen, immer zur gleichen Minute, war er der erste Besucher in seiner Galerie. Er traf seine Anweisungen mit sachlicher Stimme, die etwas zu hoch war, als daß man sie schön hätte nennen können. Um neun schritt er über den Hof ins Kontor. Man kannte ihn kaum anders als in einem ewig gleichen Gehrock. Nur bei heißer Sonnenglut trug er manchmal den Anzug aus weißem Segeltuch, bei starkem Frost den Rentierpelz mit Fell innen und außen. „Es erweckte den Anschein, als sei er Zeit seines Lebens in ein und demselben Mantel gegangen und habe ein und denselben Filzhut mit der breiten Krempe getragen. Er und seine Kleidung waren untrennbare Teile einer Einheit.“ So beschreibt Alexandra Botkina ihren Vater Pawel Tretjakow.

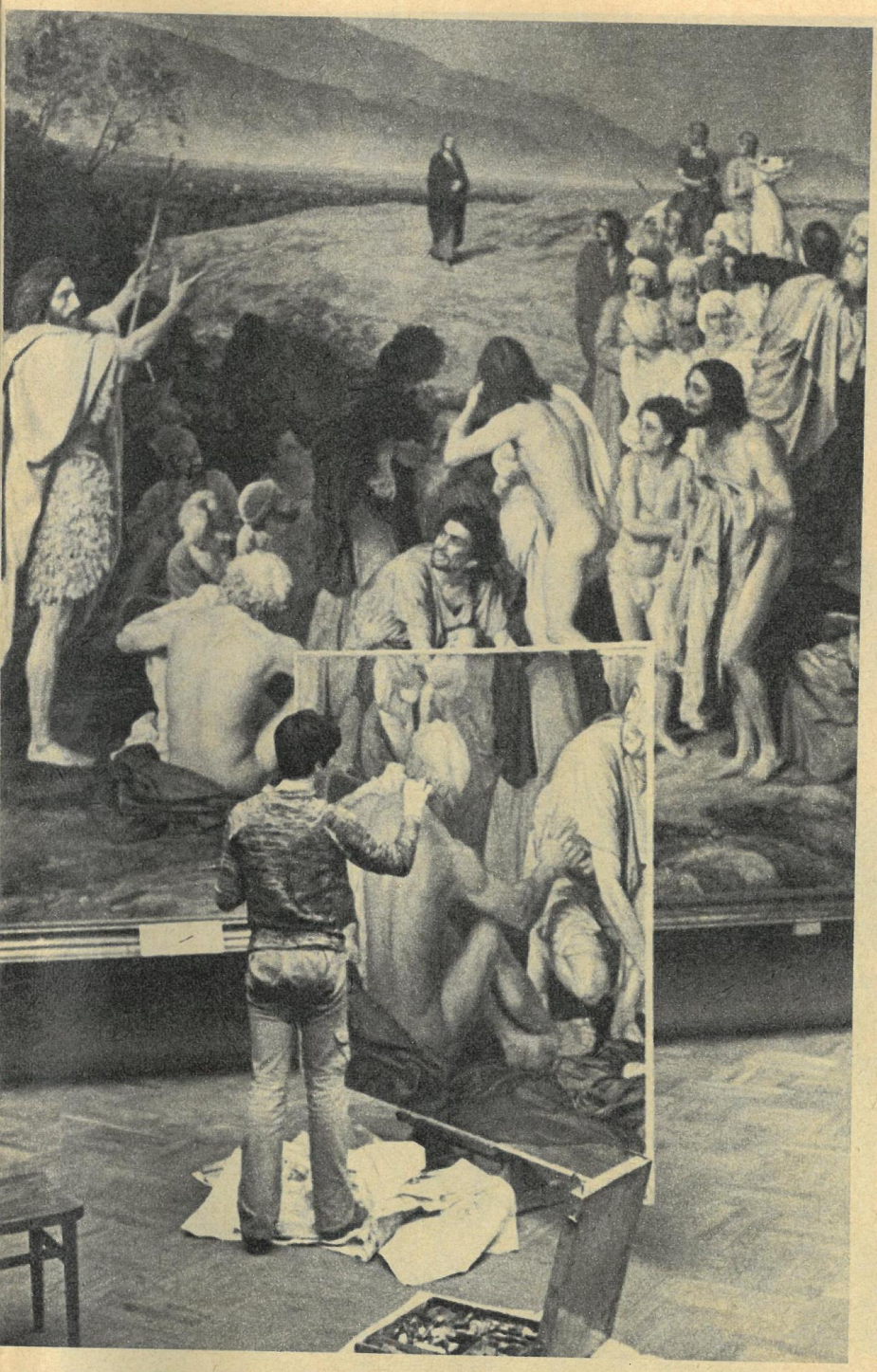
Der stattliche, wenn auch etwas schmalschultrige Mann war ein erfolgreicher, weitblickender, energischer und zielstrebiger Kaufmann mittlerer Vermögenslage, einer unter vielen im Moskau des neunzehnten Jahrhunderts. In einigen ererbten kleinen Läden handelten er und sein Bruder Sergej zunächst mit billigen bunten Baumwollstoffen, später mit Kostromaer Leinen und edlen Tuchen aus eigenen Fabriken. Sie gehörten zu den ersten in der russischen Industrie, die ihren Arbeitern den Achtstundentag gewährten. Ein Familienwohnheim, ein Krankenhaus, eine Schule waren den Fabriken angeschlossen. Pawel Michailowitsch war ein kühler Rechner, der sich und seinen Nächsten keinerlei überflüssige Ausgaben, keinen Luxus in Lebensstil oder Garderobe gestattete. Doch ging es dem kapitalistischen Unternehmer um mehr als die Anhäufung persönlichen Reichtums: „Von jungen Jahren an waren meine Gedanken darauf gerichtet..., daß das an der Gesellschaft Verdiente, das durch sie Angehäufte, zu eben dieser Gesellschaft, zum Volke zurückkehre und ihm zugute komme.“ Dieses Streben wies ihm eine Sonderstellung in seiner Klasse zu.

Was Pawel Tretjakow außerdem vor anderen auszeichnete, waren sein feiner Sinn für die Künste und sein entschlossenes Engagement für die russische Kunst. Er war kein selbstgefälliger Mäzen, sondern ein sicherer, strenger Förderer. Mit vierundzwanzig Jahren kaufte er 1856 zwei erste Gemälde. Damit begründete er eine Galerie, die sich sehr bald deutlich von den anderen unterscheiden sollte. Der Achtundzwanzigjährige bestimmte in seinem Testament: „... ein Kapital von 150 000 Rubel Silber überschreibe ich dem Aufbau eines Kunstmuseums oder einer öffentlichen Galerie in Moskau... Für mich, der ich wahrhaft und glühend die Malerei liebe, kann es keinen größeren Wunsch geben, als den Grundstein einer öffentlichen, jedermann zugänglichen Aufbewahrungsstätte der schönen Künste zu legen, die vielen Menschen Nutzen und allen Freude bringt.“

Eine Anmerkung hebt ausdrücklich hervor: „Ich vergaß zu erwähnen, daß ich eine nationale Galerie wünsche, die aus Gemälden russischer Künstler besteht.“ Damit gab er sich selbst ein Programm, das er mit Konsequenz in den folgenden Jahrzehnten in die Tat umsetzte. Pawel Tretjakow orientierte sich auf die junge, eben erst im Entstehen begriffene russische Malerschule zu einer Zeit, als noch fast niemand, weder im In- noch im Ausland, an sie glauben, geschweige denn sie verteidigen wollte. Ilja Repin sollte später über Tretjakow schreiben, allein in seiner Entscheidung habe es gelegen, ob es eine russische Schule der Malerei geben würde oder nicht.

Tretjakows Programm war geprägt von den fortschrittlichen bürgerlich-demokratischen Ideen im Rußland der sechziger Jahre. Damals wuchs eine neue Generation bildender Künstler heran. Bevor sie ein Studium an der Kaiserlichen Kunstakademie in St. Petersburg oder an der Moskauer Kunstschule begannen, hatten sie schon das armselige Leben der in Rückständigkeit gehaltenen Menschen am eigenen Leibe kennengelernt. Die-





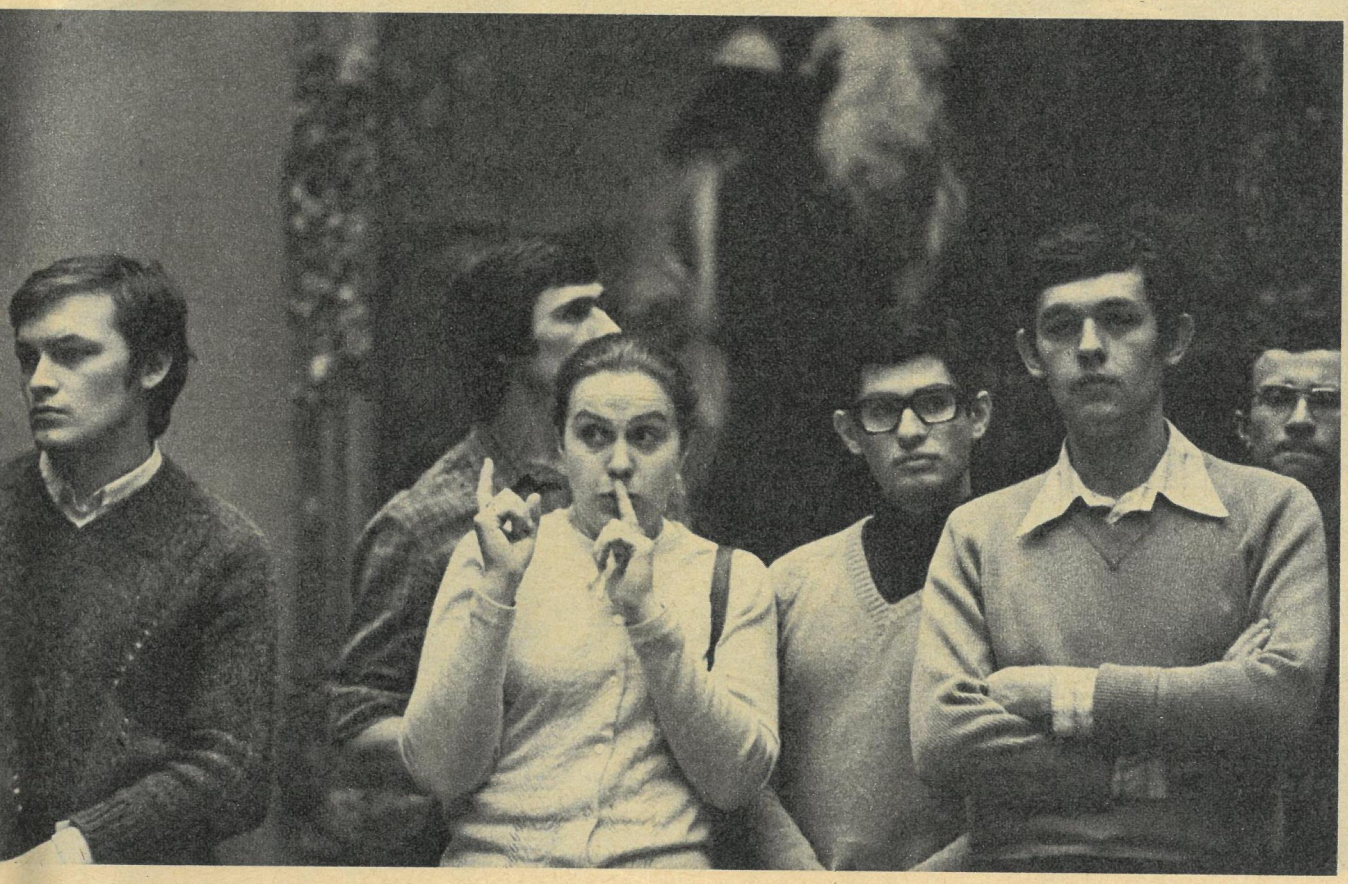
ses Leben „drängte sich von selbst auf die Leinwand“, sagte Repin, der bedeutendste unter den russischen Realisten. „Der Richter ist jetzt der Mushik.“ Die jungen Künstler entdeckten Rußland, das Leben des russischen Volkes, gestalteten seine Gedanken, Gefühle und Träume von einem besseren Leben, malten seine Sitten und Bräuche, zeigten die Schönheit der heimatlichen Landschaft. In immer größeren ideologischen Gegensatz gerieten sie zu den spätklassizistischen Idealen der kaiserlichen Akademie. Die Zeit war herangereift, eigene Organisationen zu bilden. Zunächst entstand unter der Leitung Iwan Kramskois, Maler und Theoretiker der russischen Realisten, 1863 ein Artel, eine kommerzielle Vereinigung der Künstler mit Verkaufskontor. 1871 wurde die berühmte „Genossenschaft zur Veranstaltung von Wanderausstellungen“ gegründet. Ihre Mitglieder nannte man bald schlicht die Wanderer. Ein neues Publikum, die fortschrittliche Intelligenz, Kleinbürger, Studenten, das einfache Volk strömte in den zahlreichen Städten, in denen die Ausstellung als einzige ihrer Art gezeigt wurde, in die Säle. Diesen Künstlern fühlte sich Tretjakow verbunden, ihnen öffnete er, anders als alle anderen russischen Sammler, als einziger seine Galerie. Die ersten erworbenen Werke brachte er in seinem Wohnhaus unter. Doch dort hatte die Öffentlichkeit keinen Zutritt. Seit 1874 wurde die Galerie Bekannten des Sammlers gezeigt, und später hatten auch Fremde die Möglichkeit zum Besuch. Aber erst nach dem Anbau von Museumssälen, die „gut geeignet für Kunstgegenstände, mit guter Beleuchtung, aber ohne Prunk“ sein sollten, konnte die Galerie 1881 einem breiten Publikum eröffnet werden. Im ersten Jahr hatte sie 8368 Besucher, 1891, im letzten Jahr vor der Übergabe an die Stadt Moskau, kamen 50 070 Kunstfreunde, ebenso viele wie in die Kaiserliche Ermitage in St. Petersburg.

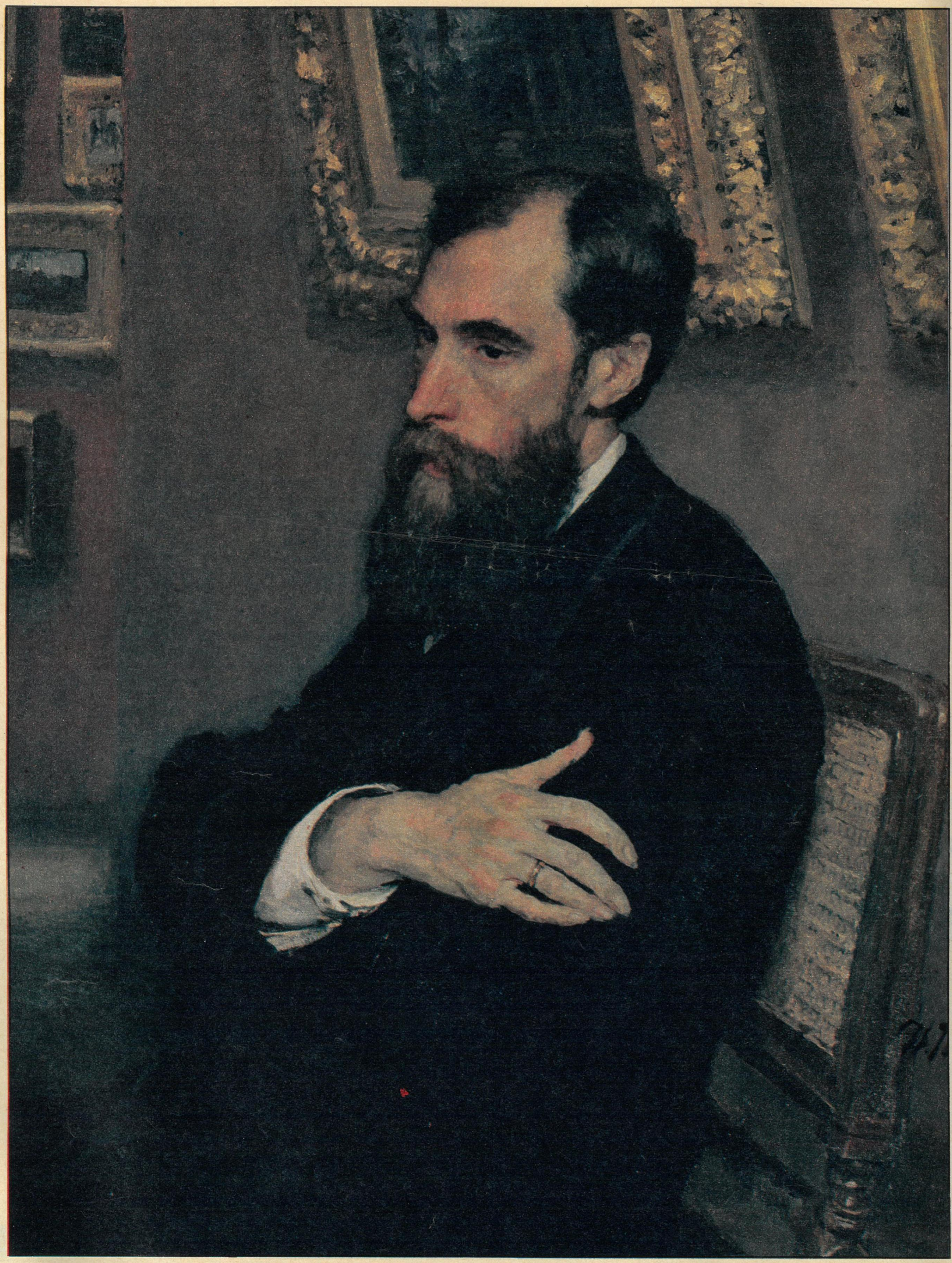
Der junge Sammler Tretjakow wurde bald von den Künstlern bemerkt. Seine Ankäufe verrieten Kunstverständnis, Systematik und unerschütterlichen Glauben an die nationale russische Schule. „Ich muß anerkennen“, schrieb Kramskoi 1873, „daß dieser Mensch ein teuflisch sicheres Gefühl hat.“ In den besten russischen Malern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fand Pawel Tretjakow die Partner, mit denen er seine weitgesteckten Ziele erreichen konnte. Den größten und besten Teil der Bilder der ersten Wanderausstellung kaufte er noch 1871 in Petersburg auf. Damit ermöglichte er den Wanderern auch einen guten finanziellen Start.

So entwickelte sich eine in der Geschichte der bildenden Kunst seltene dynamische Wechselbeziehung zwischen Künstlern und Sammler. Eine schöpferische Atmosphäre entstand, in der sich Tretjakow, dessen seriöse Absicht deutlich zu spüren war, alsbald auch die Türen der Ateliers öffneten. Er hatte nicht nur schlechthin das Vorkaufsrecht, er durfte auch als erster die noch auf der Staffelei befindlichen Bilder betrachten. Sein Besuch war für die älteren, erfahrenen, wie für die jungen Künstler ein Ereignis. Gespannt erwarteten sie den leise geäußerten Wunsch: „Ich bitte Sie, dieses Bild für mich zu reservieren.“

1877 stand Repins „Protodiakon“ zum Verkauf. Der Maler schrieb an Tretjakow: „Ich sage es Ihnen ganz offen, wenn er schon verkauft werden soll, dann nur an Sie, an Ihre Galerie. Ich bedauere es nicht, denn – ohne Heuchelei – ich betrachte es als eine große Ehre für mich, meine Bilder dort zu sehen.“ Für Tretjakow, und nur für ihn, senkten die Maler auch ihre Preise. Auf den Ausstellungen bot sich bald das bemerkenswerte Bild, daß bereits zur Eröffnung die besten Werke mit dem schnell bekannten Schildchen „Angekauft durch Tretjakow“ versehen waren. Es wurde sehr rasch zu einem Symbol großer gesellschaftlicher Anerkennung. Dem hatte sich auch Zar Alexander III. zu beugen. Mit seiner Familie besuchte er regelmäßig die Wanderausstellungen. Von ihm jedoch nahmen die Wanderer prinzipiell keine Aufträge an, und erst, nachdem Tretjakow seine Wahl getroffen hatte, konnte der Zar ebenfalls Bilder ankaufen. So gelang es, dem zaristischen Regime mißliebige Werke, wie Repins „Iwan Grosny und sein Sohn Iwan“, das auf Anweisung der Regierung nicht gezeigt werden durfte, in Tretjakows Galerie zu retten.

Doch Tretjakow war nicht nur pas-





Ilja Repin. Bildnis Pawel Michailowitsch Tretjakows. 1883

Haus Nummer zehn

siver Sammler. Er stellte seine Forderungen an die bildenden Künstler. Einem russischen Landschaftsmaler schrieb er: „Was ich brauche, ist nicht der ganze Reichtum der Natur... und keine Wunderwerke; malen Sie mir hingegen eine Schlammpfütze, wenn nur Wahrheit darin ist und Poesie, und Poesie kann in allem sein; das ist die Sache des Künstlers." Damit befand er sich in völliger Übereinstimmung mit den Großen der russischen Landschaftsmalerei, mit Sawrassow, Schischkin, Polenow, Lewitan. Seinem Auftrag ist auch die Galerie „der besten Söhne des russischen Volkes, die der Nation teuer" sind, zu verdanken. Jahrzehntelang bestellte er bei den bedeutendsten Malern Porträts großer russischer Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler, zu denen er meist enge freundschaftliche Beziehungen pflegte. Seine Ansprüche an diese Porträts waren hoch und seine Beurteilung sehr streng.
Die Übergabe der Galerie als Geschenk an die Stadt Moskau im Jahre 1892 war ein Ereignis von nationaler Bedeutung und gleichzeitig Anlaß für den ersten Kongreß russischer Künstler. „Dieser Kongreß", sagte der alte Maler Nikolai Gay, „feiert die Eröffnung der Tretjakow-Sammlung, die zum Gemeingut der Stadt geworden ist. Sie ist uns ein teures Denkmal. In jedem Bild sehe ich Leiden und Freude, all das, was meine Freunde, die toten und die lebenden, gefühlt und durchlebt haben. Die Sammlung ist... wertvoll, weil sie die russische Kunst in einem großen Ganzen zusammengefaßt hat, ...weil sie den jungen Künstlern hilft, sich weiter zu entwikkeln... Tretjakow ist nicht nur ein Sammler, er ist ein Mensch, der die Kunst liebt, ein hochgebildeter Mensch, der die Künstler und die Menschen liebt und der es vermag, seinen persönlichen Geschmack um des Gemeinwohles willen zurückzustellen."
Mit 1287 Werken stand die Galerie in keiner Weise den Nationalgalerien in London, Paris, München oder Berlin nach. Bis zu seinem mit großer Trauer aufgenommenen Tod im Jahre 1898 leitete Pawel Tretjakow ihren Beirat. Seine Nachfolge trat sein Freund Nikolai Ostrouchow an. Dieser stand angesichts der sich um die Jahrhundertwende in Kunst und Gesellschaft vollziehenden grundlegenden Veränderungen vor der Frage, wie die Galerie weiter zu führen sei. Sollte sie ihre Sammeltätigkeit fortsetzen und sich wie ihr Gründer auf das Neue orientieren? Sollte sie nur sein Erbe bewahren und verwalten? Ostrouchows auf Weiterentwicklung gerichteter Standpunkt setzte sich nach harten Diskussionen durch. Der Maler und Kunstwissenschaftler Igor Grabar führte diese Tradition fort. So besaß die Galerie im Jahre 1917 Werke, die die russische Kunst der Jahrhundertwende auf das treffendste charakterisierten. Gleichzeitig wurde sie systematisch durch eine große Zahl von Meisterwerken des russischen Mittelalters, des 18. und des 19. Jahrhunderts ergänzt.
Die Sammlung erfreute sich einer ständig wachsenden Popularität. 1913 hatte sie zweihunderttausend Besucher. Lenins Sekretär Bontsch-Brujewitsch erzählte, daß die Bolschewiki eben hier neue Kräfte schöpften: „Noch nirgendwo sind die Erlebnisse der Revolutionäre beschrieben, jene Schwüre, die wir in der Tretjakow-Galerie bei der Betrachtung solcher Bilder wie ‚Iwan Grosny und sein Sohn Iwan' oder ‚Strelizenhinrichtung' oder jenes Bildes abgaben, auf dem der stolze und überzeugte Volkstümler angesichts des Todesurteils den Segen der Geistlichkeit ablehnt."
Eines der ersten Dekrete der jungen Sowjetmacht betraf die Verstaatlichung der Kunstschätze. 1918 unterzeichnete Lenin das Dekret über die Nationalisierung jener der Stadt Moskau gehörenden Galerie, die fortan „Staatliche Tretjakow-Galerie" hieß. All dieser Reichtum, sagte er bei einem Besuch, müsse den breiten Massen gegeben werden. Sie brauchten die Wahrheit des Lebens, eine solche Wahrheit, wie sie der Maler Kassatkin mit seinen Bildern der Schachtarbeiter gezeigt habe.
Mit der stürmischen Entwicklung der jungen sowjetischen Malerei tauchten neue Namen in der Sammlung auf. Die Tretjakow-Galerie hatte nunmehr auch die historische Aufgabe einer multinationalen Galerie der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken zu erfüllen.
Die Säle und Magazine können heute die Kunstschätze nicht mehr fassen. Vor wenigen Monaten ist die sowjetische Abteilung in ihr neues ständiges Domizil an der Moskauer Krimbrücke übergesiedelt.
Und auch in die Lawruschinski-Gasse selbst sind schon vor einigen Jahren die Bauleute eingezogen, um die Räumlichkeiten der Tretjakow-Galerie zu erweitern und zu modernisieren. Neue Magazine, Restaurierungswerkstätten und Studios für Reproduktionen werden errichtet. Die ständige Ausstellung soll ihre Fläche verdoppeln, für Sonderausstellungen wird es künftig einen eigenen Saal geben.
Im Februar nun mußte Stammbesuchern und „Laufkundschaft" – bis zu zwei Millionen aus aller Welt in jedem Jahr – zur Kenntnis gegeben werden, daß das Haus Nummer 10 bis 1990 geschlossen bleibt. Die Dimensionen von Rekonstruktion, Umgestaltung und Neubau machen das erforderlich. Doch nicht jeder wird künftig sein Lieblingsbild entbehren müssen. Manches findet man in der Ausstellungsstätte an der Krimbrücke wieder. Die hat die wichtigsten Werke vorrevolutionärer russischer Malerei zeitweilig bei sich aufgenommen. Die meisten jedoch sind in Magazinen wohl verwahrt. Bis zur Wiedereröffnung des Hauses in der Lawruschinski-Gasse als einer jedermann zugänglichen Aufbewahrungsstätte der schönen Künste, die unendlich vielen Menschen Freude bringt.

Wir danken dem VEB E. A. Seemann Verlag für freundliche Unterstützung.

Einige der bedeutendsten russischen Realisten des 19. Jahrhunderts und ihre in der Tretjakow-Galerie aufbewahrten Meisterwerke stellt FREIE WELT in nächster Zeit in weiteren Beiträgen vor.

Fotos und Reproduktionen:
Archiv des VEB E. A. Seemann Verlag Leipzig, A. Tschumitschew, J. Lewjant, L. Wdowin (APN)

Das große Geld

Um die Mittagszeit herum steht die Hitze wie eine flimmernde, durchsichtige Wand in der Luft. Wir halten an einem kleinen Bauernmarkt am Rande der Straße nach Masaya. Ein paar bunt zusammengewürfelte Stände und Hütten. Obstkörbe stehen in langen Reihen nebeneinander. In ihnen liegen Mangofrüchte, Tomaten, Granadillos, Ananas. Es gibt Bananen und frische Kokosnüsse. Maiskolben werden über offenem Feuer geröstet, Eis wird verkauft, diverse Fruchtsäfte und Coca-Cola.

„Was kostet die Ananas?"

„Hundert Cordoba…"

„Was, so viel? Nein…"

„Laufen Sie nicht gleich weg, Señor. Ich habe die beste Ware. Weil Sie es sind … neunzig!"

Pedro Marquez ist ein zäher Verhandlungspartner, wenn er einen potentiellen Kunden wittert. Stöhnend, mit äußerster Überwindung, läßt er im Preis nach. Scheibchenweise, Stück für Stück, man sieht förmlich, wie jede neue Zahl ihm Schmerzen bereitet. Auf den Märkten in Nikaragua ist die Ware nicht ausgepreist, um jede Frucht wird gehandelt. Ein an Festpreise gewöhnter Ausländer hat es da schwer. Als Pedro Marquez bei achtzig Cordoba angekommen ist, bin ich mit meinen Nerven am Ende. Die Ananas wechselt den Besitzer. Stolz wie ein Torero trage ich das gute Stück zum Wagen. Unser nikaraguanischer Freund und Betreuer Jose schimpft, als er den Preis hört: „Diese Händler… Sechzig Cordoba sind reell. Und kein Centavo mehr."

Straßenhändler haben einen schlechten Ruf bei den Werktätigen Nikaraguas. Nicht alle natürlich. Man muß fein unterscheiden. Da gibt es die Bauern, die einen Teil ihrer hart erarbeiteten Ernte auf dem Markt verkaufen. Es gibt viele ehrliche Händler. Und es gibt schwarze Schafe, kleine Spekulanten. Und es gibt auch rabenschwarze, für die die totale Blockade der Wirtschaft Nikaraguas durch die USA der geeignete Nährboden

ist, auf dem sie hoffen, reich zu werden.

Es liegt erst wenige Monate zurück, da gelang den nikaraguanischen Sicherheitskräften ein spektakulärer Fang. Sechzig LKW-Ladungen mit hochwertigen Lebensmitteln aus staatlichen Beständen waren spurlos von der Bildfläche verschwunden. Der Kampf der Polizei gegen den schwarzen Markt ist wie ein Schattenboxen. Der wirkliche Gegner ist kaum zu stellen. Doch diesmal führten die intensiven Nachforschungen zum Erfolg. In einer Lagerhalle in der Nähe Managuas konnte die Ware sichergestellt werden. „Hochanständige, geachtete Männer" der Wirtschaft hatten sie um die Ecke gebracht und an Spekulanten weitergeleitet. Diesen geachteten Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft war es gelungen, sich Vertrauensposten zu erschleichen. Nun wollten sie das große Geld machen.

Mit derlei Gangstermethoden hat Pedro Marquez, bei dem ich die Ananas erstand, natürlich nichts zu tun. Er ist ein einfacher Händler. Zusammen mit seiner Familie wohnt er in der Hütte an der Straße nach Masaya. Bei ihm kann man Tag und Nacht einkaufen. Hinter den Coca-Cola-Kisten steht ein Feldbett. Eine Hängematte durchspannt das kleine Quadrat des Wohnraums. Ein Tisch, ein paar Töpfe und ein Fernseher stehen noch darin. Das ist alles. Reichtümer hat er nicht angehäuft. Und doch darf er sich nicht wundern, daß die arbeitende Bevölkerung ihm mißtrauisch über die Schulter schaut. Die Konjunktur der Händler blüht. Die durch die Wirtschaftsblockade der Vereinigten Staaten knapp gewordene Warendecke ist ihr Geschäft. Die Gewinne, die sie erzielen, sind allemal höher als der Monatsverdienst eines Arbeiters. Das führte 1985 zu einer enormen Abwanderung von Arbeitskräften in den Handel.

Jetzt hat die Regierung der Sandinisten reagiert. Sie hat Lohnerhöhungen verfügt, mit denen Preissteigerungen ausgeglichen und die Arbeiter sozial besser gestellt werden. Und Sergio Ramirez, der Vizepräsident Nikaraguas, sagte: „Wir führen einen verstärkten Kampf an zwei Fronten von strategischer Bedeutung für die Revolution. Zum einen gegen Spekulanten und den Schwarzmarkt, zum anderen für die Ausdehnung der Produktion und der Produktivkräfte." Was mag jetzt die Ananas bei Pedro Marquez kosten?

Bernd Siegmund (Text)
Peter Meißner (Foto)

Ganze siebzehn und drei Millionen

Eine Handvoll im Klub

Im vermutlich kleinsten Klub der Welt wurde Ende April der Kiewer Fußballstürmer Oleg Blochin siebzehntes und jüngstes Mitglied. Er wird beides vorerst auch bleiben, denn selbst während der Weltmeisterschaftstage von Mexiko kann kein achtzehntes hinzukommen. Vom „Klub der Hunderter" ist die Rede, von einer Handvoll Spieler, die hundertmal und öfter das Trikot der A-Nationalmannschaft ihres Landes getragen haben. An dieser „Tafelrunde" sitzen 15 Europäer und mit dem Torhüter Gilmar Neves dos Santos („Gilmar") sowie dem Verteidiger Dlajma Santos zwei Brasilianer, die 1958 und 1962 Weltmeister geworden sind. Für die geringe Präsens von Nicht-Europäern möchten die Statistiker nur ungern ihre Hand ins Feuer legen.

Lediglich drei von den siebzehn sind noch aktiv: Das 41jährige nordirische Torwart-Denkmal Pat Jennings, der 33jährige „Fußballer Europas"-Würdenträger Oleg Blochin, der inzwischen schon über die „100" hinaus ist, und Kicker-Schottlands Galionsfigur Kenny Dalglish, dessen verletzungsbedingter Ausstieg aus der Mexiko-Mannschaft den sonst um optimistische Sprüche selten verlegenen Trainer Alex Ferguson wie ein Tiefschlag traf – „d e n kann uns keiner ersetzen". Die Befürchtung, Altstar Dalglish werde von seiner Berufsbezeichnung „Spielermanager" künftig das erste Wort weglassen müssen, hängt momentan an jedem Schottenrock wie ein Klumpen Blei.

Bis Mitte vorigen Jahres gehörte auch der Dresdner Libero Hans-Jürgen „Dixi" Dörner zu den noch aktiven „Hundertern". Doch nachdem er als zweiter DDR-Spieler nach Joachim Streich (102) dieses Traumziel erreicht hatte, legte er das Nationaltrikot für immer beiseite. „In meinen ersten vier von 16 Länderspieljahren erhielt ich nur fünf Berufungen. Ich mußte mich durchbeißen und geduldden lernen, vor allem, als mich eine Gelbsucht nicht nur ein Dreivierteljahr, sondern auch meinen Platz in der WM-Mannschaft von 1974 kostete. Bernd Bransch war dort ein großartiger Libero, und ich konnte mir diese Position erst im Vorfeld von Olympia '76 erobern, das unserem Fußball mit dem Goldmedaillengewinn einen Erfolg bescherte, der auch bei mir als Kapitän in der Erinnerung an mein Fußballerleben so frisch ist wie am jüngsten Tag. Zuweilen kamen mir Zweifel, ob es mit der ‚100' noch etwas werden könnte. So, als wir 1979 gegen Holland unsere EM-Chance begruben oder als 1984 unser WM-Start gegen Jugoslawien danebenging. Wenn ich's dennoch schaffte, dann nur durch eisernen Willen und das Glück, von ernsthaften Blessuren verschont geblieben zu sein. Vielleicht war das auch eine Reverenz meiner Gegner, die ich selbst immer respektierte und die durch mich nie Verletzungen erlitten."

Der „Klub der Hunderter" war zunächst eine Eremitage der englischen Fußball-Legende Billy Wright. Als bester Mittelläufer nicht nur auf der britischen Insel, der in unnachahmlicher Art die Funktion des Stoppers um sein angeborenes Außenläufertalent bereicherte, kam er zwischen 1946 und 1959 auf 105 Länderspiele. Erst nach seinem Rücktritt machten sich im Erfinderland des Fußballs die beiden „Bobbys" Charlton (106) und Moore (108) ans Werk, ihn zu übertreffen. Wrights erste Tischgenossen an der Tafel waren andere: Norwegens (Dauer-)Läufer Thorbjörn Svenssen, ein Walfänger aus Sandefjord, und Jozsef Bozsik, Ungarns Rekord-Internationaler noch heute. Dem man wegen seiner energischen wie besonnenen Antreiberei während des Spiels den Spitznamen „Zsu-Zsu" verpaßte – ein liebevoller, aber

Oleg Blochin schießt in Mexiko das 1:0 gegen Kanada. Er ist mit Abstand erfolgreichster UdSSR-Torschütze aller Zeiten

unüberhörbarer Ruf der Budapester Fiaker und der Kutscher rund um die Pußta, wenn ihre Gäule nicht mehr wollten.

An der Stirnseite der Tafelrunde müßte jetzt Pat Jennings Platz nehmen. Mit 116 Länderspielen (in 23 Jahren!) wurde er Weltrekordler und löste den Schweden Björn Nordqvist ab, der seit 1978 mit 115 Auswahlberufungen (in 15 Jahren) den „Ehrenvorsitz" im Klub innehatte. Jennings, Vater dreier Fußball spielender Mädchen und eines Jungen mit Torwarttalent, ruhte sich schon im Schoß der Familie von seinem scheinbar endlosen Fußballerleben aus, als er das SOS des in Seenot geratenen nordirischen Trainers Billy Bingham vernahm: „Wir sollen endlich einen Jüngeren nehmen, hat Jennings gesagt. Ja, den gibt es, aber keinen Besseren! Pat ist so gut, daß er noch mit fünfzig im Tor stehen kann. Er wird in Mexiko spielen, und wenn ich ihn höchstpersönlich dorthin tragen muß!" Am 12. Juni beging Jennings seinen 41. Geburtstag. Na wo schon – in Mexiko! Am Tag des WM-Matches gegen Brasilien. Da hatte er sein Länderspielkonto bereits weiter aufgestockt. Er wird wohl noch lange „Weltrekordler" bleiben.

Nicht nur durch Jennings, den Italiener Dino Zoff (112) und den Brasilianer Gilmar (100) im „Klub der Hunderter" dokumentiert sich die Langlebigkeit vor allem von Torhütern. Die Türklinke zu dieser erlauchten Gesellschaft hatten andere aus der Rükkennummer-1-Gilde schon in der Hand: der 96fache DDR-Nationalspieler Jürgen Cory, der immer Kopf und Kragen riskierende Tschechoslowake Frantisek Planicka (74) oder der bei der Weltmeisterschaft 1966 in England als „schwarzer Panther" und „schwarzer Tintenfisch" beschriebene Lew Jaschin (78) aus Moskau. Ihm hat „France Football"-Chefredakteur Max Urbini bei der Verleihung des „Goldenen Fußballs" einmal diese Lobrede gewidmet: „Ich habe in meinem Leben viele Torhüter gesehen. Den Swift und den Ramallets, den Zeman und den Grosics, den Gilmar und den Costa Pereira... Aber man darf nicht denken, daß ich alles verbrenne, was ich einmal verehrt habe, wenn ich nun sage, daß Jaschin sie alle übertraf und noch immer übertrifft. Er war Combi, Zamora und Planicka in einem!"

Draußen vor der Tür zum „Klub der Hunderter" blieb auch Edson Arantes do Nascimento „Pele", dessen 1000. Tor für den FC Santos (dem noch mehr als zweihundert folgten) den Kindern einen schulfreien Tag be-

Pat Jennings: Als Länderspiel-„Weltrekordler" schon unüberbietbar?

Der kleinste und der größte Klub der Welt

scherte, der dreifacher Weltmeister war und nach 93 Länderspielen den Hut nahm, weil er befürchtete, im Moment eines Abstiegs vom Ruhmesgipfel würde das Geld in der Kasse nicht mehr so schön klingen.

Im „Goldenen Puck"

Am Beginn einer scheinbar endlosen Kette von neun aufeinanderfolgenden Weltmeisterschaftssiegen war die Sowjetunion 1954 in Innsbruck auch zum zweiten Male olympischer Eishockey-Goldmedaillengewinner geworden. Beim entscheidenden 3:2-Sieg über Kanada schoß Wenjamin Alexandrow zwei Minuten vor der Schlußsirene das Tor aller Tore. Den Puck und den Schläger, mit denen es erzielt wurde, überreichte Mannschaftskapitän Boris Majorow unmittelbar nach Spielende dem Sonderkorrespondenten der Kinderzeitung „Pionerskaja Prawda" – ein im wahrsten Sinne des Wortes „goldener Puck" als Erinnerungsgeschenk, das eines Tages noch einmal besondere Bedeutung erlangen sollte.

Im Spätherbst desselben Jahres verkündete die „Pionerskaja Prawda" auf ihrer Titelseite die Gründung des Klubs „Goldener Puck". Der Schlagzeile untergelegt war eine Zeichnung, auf der ein verwegen dreinschauender Junge einen Eishockeyschläger in der Hand hielt, der größer war als er. In der am 8. Dezember 1964 veröffentlichten Gründungsurkunde war vermerkt, daß nur junge Burschen im Alter von zehn bis 15 Jahren Mitglieder des Klubs werden konnten. Keiner von ihnen durfte aus einer Kinder- und Jugendsportschule kommen. Wer „Meisterschaften" mit dem Nachbarhaus oder einer anderen Straße austrug, der war willkommen. Chef des Klubs wurde Anatoli Tarassow, einer der populärsten Eishokkeylehrer und -trainer rund um die Welt. Mitglieder der Leitung waren berühmte Schützlinge von ihm: der Verteidiger Alexander Ragulin, der am Ende seiner Karriere auf zehn WM-Titel und drei Olympiasiege zurückblickte; die Stürmer Wjatscheslaw Starschinow, Anatoli Firsow und Boris Majorow, die in einem langen Leben auf dem Eis zusammengenommen fast anderthalbtausend Tore geschossen haben; später auch der zehnmalige Weltmeister und dreifache Olympiasieger Wladislaw Tretjak, der als weltbester Torhüter zweier Jahrzehnte galt.

Sie organisierten im ganzen Lande den Spielbetrieb, der von Kommunalen Wohnungsverwaltungen und Dorfsowjets, in Schulen und Patenbetrieben in Gang gebracht wurde. Sie warben ehrenamtliche Trainer und machten für Ausrüstungen und Anlagen Geld locker, indem sie die Gründer der wie Pilze aus dem Boden schießenden Mannschaften zur Kasse baten. Die Kommunalen Wohnungsverwaltungen dürfen noch heute drei Prozent ihrer Mieteinnahmen für kulturelle Zwecke ausgeben. Den Ruf aus dem Klub „Goldener Puck", auch der Sport sei ein kultureller Zweck, überhörten sie nicht.

Es ging sofort richtig los. Nach Zonenturnieren noch im Winter '65 stieg während der Frühjahrsferien im Moskauer Kristallpalast das erste große Finale um einen „Großen Preis". Gewonnen hatte der hauptstädtische Kuibyschewski-Stadtbezirk, dessen Kapitän Sergej Korotkow hieß – ein späterer Junioren-Europameister, Spartak-Spieler und Träger des Nationaltrikots. So wie er hangelten sich aus dem „Klub der Straßenkinder" noch andere ganz nach oben. In den zurückliegenden 22 Jahren sind 34 „Goldpuck"-Burschen Olympiasieger, Welt- und Europameister geworden.

Valeri Charlamow, Igor Larionow, Viktor Shluktow, Sergej Kapustin, Sergej Babinow und Nikolai Drosdezki gehörten dazu!

Die Ansprüche des Klubs an sich selbst stiegen, auch platzte er eines Tages aus allen Nähten. Für die Eishockeystars des Landes wurde es eine Ehre, zu den Trainings- und Wettkampfspielen zu gehen und den Jungen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Um in ihrem neuen Hobby noch besser zu Rande zu kommen, setzten sich die ehrenamtlichen Trainer noch einmal auf die Schulbank. Und als sich die Mitgliederzahl des Klubs der Drei-Millionen-Grenze näherte, wurden die Mannschaften zuerst in zwei, dann in drei Altersgruppen aufgeteilt: 10/11, 12/13, 14/15. Ein Wettkampf solcher Größenordnung konnte schließlich selbst bei bestem Willen nicht mehr in einem einzigen Jahr begonnen und zu Ende geführt werden. So dauert jetzt eine Klubsaison zwei Jahre, und immer im März, während der Schulferien, wird zum Halali geblasen.

Mit durchgängig mehr als drei Millionen Mitgliedern ist „Goldener Puck" sicherlich der größte Klub der Welt. „Angesichts dieser Zahl sind es nur relativ wenige, die als spätere Weltmeister oder Olympiasieger einmal sagen können, sie hätten dort ihre sportliche Wiege zu stehen gehabt", schrieb der sowjetische Journalist Igor Kuprin. „Aber darum geht es sowieso nicht. Das Verdienst des Klubs ist es vor allem, daß junge, tatendurstige Heißsporne beim Nationalsport Eishockey die unbezahlbare Chance haben, ihren Willen und ihren Charakter zu stählen, stark zu werden und gesund zu bleiben, einer Freizeitbeschäftigung nachzugehen, die ihnen später einmal das Recht gibt zu sagen: Auch i c h habe mal Eishockey gespielt!"

Redaktion: Hans Richard Vollbrecht. Fotos: APN/ Donskoi, Klaus Feuerherm

Wunderstürmer Anatoli Firsow (11): Immer Zeit für „Goldener Puck".

Im nächsten Heft:

Ideenwerkstatt
Was Erfinder in Moskau, Sofia und Ilmenau übers Erfinden denken und dafür tun.

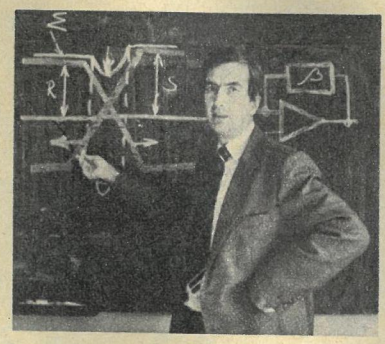


Foto: D. Christel

Das war Mexiko
Bilder und Notizen von der 13. Fußball-Weltmeisterschaft.

Verjüngungskur
... für eine Achthundertjährige: Weliki Târnowo – gelungene Synthese zwischen architektonischer Tradition und Gegenwart.

Kleine Fische ...
aber dafür viele. Gefischt in Nessebar, das auf dem Tourismus-Ratgeber vorgestellt wird.

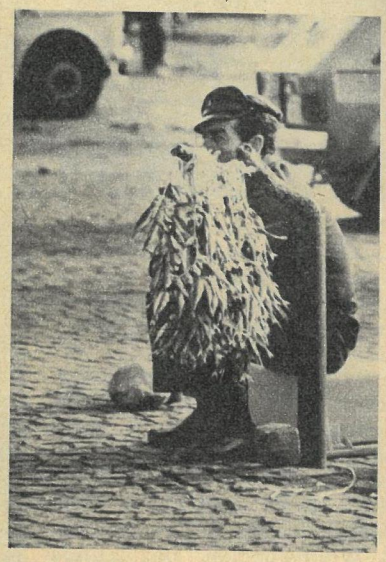


Foto: V. Hohlfeld

Die Träume der Wölfin
... nannte Tschingis Aitmatow einen Teil seines neuen Romans. FREIE WELT stellt diesen Abschnitt ihren Lesern vor.

7 × 1000,– Mark sind zu gewinnen
beim FREIE WELT-Computer-Preisrätsel 1986 mit viel Spaß an Spiel und Knobelei für Ihren Sommerurlaub.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Korallen vor Kuba (1)

GEWEIHKORALLEN

Die große Gruppe der Geweihkorallen, die im Indopazifik durch mehr als 200 Arten vertreten ist, existiert im Karibischen Meer nur mit zwei, höchstens drei Arten… Wie es sich wirklich verhält – das ist Ansichtssache der Korallenkenner, die seit 150 Jahren nicht darüber einig werden, ob die Große Karibische Geweihkoralle und die Kleine, Acropora prolifera (LAMARCK, 1816), zwei echte Arten oder lediglich eine Art in verschiedenen Wuchsformen, beziehungsweise Altersstufen darstellen. Die Frage erscheint so knifflig, weil die Wuchsformen sich zwar unterscheiden, die Feinstrukturen der Skelette jedoch gleichen. Immerhin war der Beschreiber von 1816, der französische Zoologe Chevalier de Lamarck, davon überzeugt, zwei Arten vor sich zu haben…

Die gezeigten Beispiele gehören zur artenreichen Ordnung der Stein- oder Riffkorallen – einfach organisierter Meerestiere, „Vettern“ unseres heimischen Süßwasserpolypen. Der Körper ist sackartig hohl und besitzt nur eine Öffnung, die gleichzeitig als Mund, After und Geschlechtsöffnung dient. Alle nach diesem Schema organisierten Lebewesen werden als „Hohltiere“ bezeichnet.

Hohltiere sind außerordentlich zart und weichhäutig; entweder müssen sie sehr klein bleiben (wie der Süßwasserpolyp), oder sie benötigen zusätzliche Stützen. Steinkorallen lösen das Problem, indem sie – zum Teil in beträchtlichen Mengen – Kalkkristalle ausscheiden und zu einem artspezifischen Skelett verbacken; ihre Einzelpolypen bewohnen jeweils einen becherähnlichen Kelch, in den sich jedes Tier vollständig zurückziehen kann. Alle zusammen bilden einen Tierstock, dessen krustige, klumpige bis halbkugelige, säulenartige oder auch strauchförmige Kalkgebilde von einer dünnen Hülle lebenden Gewebes umgeben sind. Fein verzweigte Kanäle in dieser Schicht verbinden die Einzeltiere miteinander. Eine solche Kolonie erreicht bei bestimmten Arten einen Umfang von etlichen Metern und eine Bewohnerschaft von Millionen Polypen; ihr Alter ist mit einigen hundert Jahren sicher nicht zu hoch angesetzt. Inmitten ungeschlechtlich gebildeter Tochterpolypen wäre der „Ur-Polyp“ noch lebend denkbar, ein Methusalem der Tierwelt.

Text und Fotos: Dr. Dietrich Kühlmann

Oben: Auf Gemeinschaftsleben spezialisierte Seepocken (eine Form kleiner, festsitzender Krebse) lassen sich von der Großen Karibischen Geweihkoralle, Acropora cervicornis (LAMARCK, 1816), umwachsen und finden so Schutz in deren starrem Skelett. – Unten: Den schaufelartigen Zweigen der Elchhornkoralle, Acropora palmata (LAMARCK, 1816), entspricht der anschauliche Name. – Geweihkorallen, um Kuba stark verbreitet, zählen zu den wichtigsten „Riffkonstrukteuren“.

UNSERE FRAGE: Wie heißen die im Meere freischwebenden nahen Verwandten der Koralle? – Ihre Antwort bitte auf Postkarte mit der Marke „Korallen (1)“ bis 8. Juli an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung in Heft 15.